

November 1917

Sulimov – Aufenthalt im Winter

Wir standen bereits am Stutzflügel des Rangierbahnhofes als ein Transport, der nicht so rasch weiterbefördert werden musste. Eine andere Zuggarnitur rollte beim falsch gestellten Wechsel direkt auf unseren Schlafwaggon, daher unser großer Schock und Gefahr, von den auf uns herabgefallenen Sätteln und Geschirrtteilen erdrückt zu werden. Mit großer Mühe und Anstrengung gelang es uns bei Taschenlampenlicht sich frei zu machen. Jedem von uns stand das erregte Herz auf Hochtouren, ein Klopfen und Hämmern in der Brust und im Kopf wie noch nie im Leben. Auf unsere Hilferufe eilten draußen Eisenbahner sofort herbei um uns aus unserer eingeklemmten Notlage zu befreien. Mir gelang es als Ersten den Innenriegel zu öffnen. Eine volle halbe Stunde dauerte es, bis wir vier Mann unsere Sättel und Geschirrtteile in Ordnung schlichten konnten.

Mit unseren Helfern unterhielten wir uns bei einem kleinen Imbiss von meinem kargen Eßvorrat aus der Heimat. Erst nach zwei Stunden kamen wir zwei zur Ruhe. Das Frühstück und Mittagmahl in einem gab es in der 20 Minuten von hier entfernten Verköstigungsstation; von dort holten sich alle hier durchziehenden Männer ihre Menage. Besonders gut und schmackhaft konnte man sie nicht finden. Der wirklich hungrig, findet sie reichlich und doch gut.

Vier Tage hindurch erlebten wir beide hier auf diesem Stand die gleiche Leier. Das lange ungewisse Warten hier auf diesem äußersten Zipfel ging uns schon auf die Nerven, immer schlafen konnte man doch auch nicht.

Am nächsten Morgen überraschte uns die schneebedeckte öde Winterlandschaft von Rodeinze, zirka 15 Kilometer von Lemberg entfernt. Um acht Uhr früh verständigte ich die Batterie, wir sind soeben hier mit dem Transport eingetroffen, es möge ehestens Mannschaft und Bespannung mit Wägen kommen um die Auswaggonierung vorzunehmen, hernach auf den neuen Aufenthaltsort die ganze Ladung zu überstellen. Um die Mittagsstunde traf die Auslademannschaft mit ihren Bespannungen und Wägen am Bahnhof ein. In sehr raschem Tempo ging es nun an die Arbeit um ja noch vor Einbruch der Dunkelheit an Ort und Stelle zu sein. Straßen gab es hier nach Sulimov keine, nur durch die Kriegshandlungen in schwarzer Humuserde und nassem Wiesengrund eingefahrene Wege. Mit unserer gut eingepackten Fahrkolonne mussten wir nun nach Sulimov, unserem neuen Ziel gelangen. In diesem morastigem hügeligem Gelände konnte man nicht so rasch vorwärts kommen. Unsere schweren Geschütze und Wägen blieben einige Male stecken, doch den felderfahrenen Männern gelang es doch bald wieder flott zu werden. Eine Stunde Fahrt und noch ist keine Ortschaft sichtbar. Der Nebel brach ein und schon war es finstere Nacht. Nach weiterer Fahrt tauchten endlich armselige Lehmholzhütten bei Sturmlampenlicht der vorausreitenden Quartiermacher auf. Ist dies der Anfang unserer neuen Batterieunterkunft? Wie wird es hier zu hausen sein?

Der Ort Sulimov ist erreicht. Unsere Fahrkolonne musste sich auf tief aufgeweichtem, mit Kotwellen übersäten Weg dem Ufer eines kleinen Flusses entlang durchwühlen, bis sie über eine alte defekte Holzbrücke zur Ortsmitte vordringen konnte. Unsere Geschütze und Wägen kamen am Kirchenplatz vorübergehend zur Aufstellung. Die Vorausabteilung wies die Pferde und uns zwei Mann in die neuen Quartiere ein. Meine Schlafstelle erhielt ich besonders günstig, gegenüber der Batteriekanzlei. Die Bewohner dieses kleinen Bauernhauses, eine Mutter mit ihren zwei gut gepflegten lieben Töchtern erwarteten mich, ihren neuen Bettgeher mit Freude und Achtung. Im Zimmer selbst standen zwei Wiener Zugsführer. Eckersberger und Vormeister Matetschläger, die bereits seit vierzehn Tagen im Quartier lagen. Selbige lagen bereits auf selbst gezimmerten Bettpritschen, ich musste vorerst am Lehm Boden mit Stroh meine Liegestatt zurecht richten. Mit meinen Schlafkameraden konnte ich bald Freundschaft schließen, denn Matetschläger kam auch aus Theresienstadt, wo wir beide uns gut verstanden, ein feiner anständiger Bursche mit besonders korrektem Charakter und nettem Benehmen. Zugsführer Eckersberger, ein Postbeamter aus Wien, machte auch einen sehr guten Eindruck. Wir drei fanden bald zu einander, es gab für jeden von uns große Freude mit guten intelligenten Menschen beisammen zu sein, um Freud und Leid gemeinsam zu teilen.

Am Leopolditag gab es um sechs Uhr früh Tagwache. Nach einer halben Stunde klopfte es an der Tür. Eckersberger rief herein, wer trat ein? Eine Haustochter brachte auf einer Holztasse drei Schalen warme Milch und stellte jedem eine Schale zum Bett. Wie nett diese Frauen uns gegenüber waren, noch nie erlebte ich solche Güte in fremdem Land. Nach dem Frühstück übermittelten wir der Herbergsmutter unseren besten Dank für ihre liebe Gastfreundlichkeit. In ihrer einfachen Küche mit Lehm Boden, alten gemauertem Ofen, Bank, Tisch, einige primitive Stühle, Geschirrstellen als Einrichtung, herrschte peinlichste Reinlichkeit und Ordnung. Ihre weiche Sprache war ruthenisch, die der russischen ähnlich klang. Meine tschechischen Kenntnisse halfen mir viel, mich mit ihnen verständigen zu können.

Am zeitlichen Vormittag meldete ich mich in der Kanzlei zur Beschäftigung. Mein Transportführer, Herr Oberleutnant aus Budapest, kam mir sofort entgegen, erkundigte sich über unser Befinden, wie es uns in der langen Zeit am Transport erging. Mein ausführlicher Bericht interessierte ihn sehr. Von meinem freiwillig genommenen Urlaub nach Gföhl kam kein Wort über meine Lippen.

Die genaue Übergabe des gebrachten Materials erfolgte am nächsten Tag. Laut Fassungslisten zählte ich jedes Stück in die Hände der Übernehmer. Am Schlusse fehlte kein einziges Stück davon. Herr Oberleutnant sprach mir für meine präzise Durchführung des mir in Wien erteilten Auftrages vielen Dank aus und versicherte mir auch weiterhin bestes Wohlwollen.

Dem Rechnungsunteroffizier Führich und dem Schreiber Singer teilte man mir als Verpflegungsunteroffiziere zu. In dieser Eigenschaft übernahm ich die Verpflegung samt Küchenbetrieb, so auch den freien Einkauf von Fleisch, Gemüse und Kartoffel bei den wieder zurückgekehrten Bauern. Als Wirtschafter der Batterie enthub man mich vom Wach- und Tagdienst und ich fühlte mich als freier Mensch, ohne Zwang.

Der Batteriekommandant, Hauptmann Bartek, schien ein sehr netter Vorgesetzter und ein guter Mensch zu sein. Als zweiter Offizier Herr Oberleutnant aus Budapest und ein Leutnant bildeten unseren Offiziersstab.

Die Ortschaft selbst bestand durchwegs aus einfachen Bauernhäusern aus Holz und Strohdächern, nur die Schule, einige Kaufhäuser und Pfarrhof in Stein- und Ziegelbau. Die Kirche mit den bekannten fünf Zwiebeltürmen, ein Holzbau, Blechdach und blau-grünem Außenanstrich mit orthodoxen Rytus, stand auf einem freien Platz allein, nur der Pfarrhof in unmittelbarer Nähe. Im Inneren dieser Kirche viele Heiligenbilder auf blau-gold bemalten Wänden. Der Altar bunt bemalen und reichlich mit Gold verziert. Viele Prozessionsfahnen in blauen Farben mit Heiligenbildern versehen umsäumten das einfache Gestühl. Der Pfarrer, hier Pope genannt, ein vernünftiger älterer Herr hatte in Friedenszeiten zirka zweitausend Seelen zu betreuen.

In der nächsten Umgebung gab es noch die geschlossenen Ortschaften Udnów mit Schloss und vielen Wirtschaftsgebäuden, Remeniów mit einem ausgedehnten Meierhof und Rodeinze mit der Bahnstation. Nur geschlossene Ortschaften gab es hier, Streusiedlungen fand man keine. Bauernhöfe, wie bei uns zu Hause, sah man sehr selten. Es schien, als wären alle hier Ansässigen dem Herrschaftsbesitz von Udnów Untertan.

Im Schlosse Udnów hatte unsere Artilleriegruppe ihren Sitz und Kommandostelle, der auch unsere Batterie unterstand. Der Chef dieses Kommandos, Herr Major Padosch, galt als besonders guter Mensch, von all seinen Untergebenen sehr geliebt. Hier in dieser ruhigen Gegend, bei guten Vorgesetzten und verständnisvollen Frontkameraden wird es schon zum Aushalten sein. Die Verpflegung fiel etwas schmal aus, besonders an Brot herrschte großer Mangel. Ein Viertelkilo pro Tag, auch dies oft nicht. Kartoffel teilweise gefroren und schlecht. Nur Bohnen und Dörrgemüse bekam ich gut und genügend. Bei den Bauern in der Umgebung erhielt ich schon öfters einen Sack Erdäpfel gegen besonders gute Bezahlung. In der Fassungsstelle Lemberg traf ich zu meinem Glück noch dieselben Verteiler, wie vor zwei Monaten. Von ihnen konnte ich doch wieder so manches Gute für meine Batteriekameraden erhalten. Jeden zweiten Tag holten wir die Fassung für Mannschaft und Pferde. Vier bis fünf Wagen reichten um das Wenige heimzubringen. Wenn ich Brot brachte umringte mich schon eine große hungrige Schar, die es nicht mehr erwarten konnte ihre Hauptnahrung Brot in Empfang zu nehmen. Auf einem Sitz war das Viertel Brot verschlungen.

Die Küche führte ein Wiener Fleischhauer mit zwei Helfern. Was nützt ein tüchtiger Koch, wenn die nötigen Mengen und Zutaten fehlen? Trotz diesem Wenigen stellte er die Menage sehr schmackhaft her.

Die Beschäftigung der Mannschaft konnte noch nicht so durchgeführt werden wie es vorgesehen war, da doch die gedachte Frontausbildung ohne Stellung am Schieß- und Übungsplatz kaum durchführbar erschien. Zu dessen Fertigstellung benötigt die dazu bestimmte Mannschaft noch eine kleine Weile. Vor Weihnachten denkt niemand mehr daran mit dem Scharfschießen auf dem zu diesen Übungen vorgesehenen Gelände beginnen zu können. Jeden Morgen um acht Uhr musste die Mannschaft antreten, vor der Kanzlei Aufstellung nehmen, um die Dienst- und Beschäftigungseinteilung zu hören. Normal gab es hier Lagerwache, Stalldienst und Tagdienst. Hernach folgten Fußmarsch und Gewehrübungen. In der Woche gab es nur ein Mal eine Stunde mit den Geschützen üben.

Die Pferde konnten alle in Stallungen und Scheunen untergebracht werden. Das für sie erhaltene Futter reichte bei weitem nicht aus, sie bei vollem Leib über Winter durchzubringen. Besonders Hafer und Heu fehlten. Mit Stroh und Melasse allein geht es nicht. Hafer kannte man schon lange nicht.

Für mich reichte die mir bestimmte Arbeit. Tagsüber vollauf zu tun. Schriftliche Arbeiten füllten die noch restlichen Nachmittagsstunden bis zur Befehlsausgabe um fünf Uhr nachmittags. Nach dem leeren Abendkaffee, meistens ohne Brot, verblieb ich in der Kanzlei bei Führich und Singer, oder ging in die Küche zu den Köchen oder in unsere Schlafstube. Die langen Winterabende verbrachten wir mit Kartenspiel, Erzählen und Lesen von Büchern und Zeitschriften. Um neun Uhr schlief schon alles im Lager.

Eines Tages erschien in der Kanzlei ein Dorfbewohner, ein invalider Zugsführer, mit der Bitte, ob ich nicht von einem Lemberger Spital einen abgetrennten Fuß für den jungen Feldarzt, der in seinem Hause wohnt und auch die Krankenvisite für die hiesige Mannschaft bei ihm dort besorgt, mitnehmen möchte. Er will damit wieder zezieren, um seine Studien nicht zu unterbrechen. Am nächsten Tag besorgte ich ihm diesen Fuß und brachte ihn in sein Quartier. Für Abend lud mich der Invalide auf ein kleines Plauderstündchen ein. Mit dem Arzt und ihm ging es zu einer interessanten Unterhaltung bei Tee und Butterbrot. Der Gastgeber berichtete von seinem Heimatort, vor, während und nach den Kampfhandlungen. Der größte Teil der Bewohner Sulimow's verließ beim Rückzug unserer Truppen der Armee des Generals Brudermann Ende August 1914 ihre Heimstätte, um sich vor den nachstürmenden Russen und Kosaken zu retten. Die Geliebten überdauerten alle Wirrnisse der schweren Notzeit durch die durchziehenden Kampftruppen. Im Ort selbst kam es zu keinen argen Gefechten und die jeweiligen Soldatengruppen, seien es Österreicher oder Russen, hausten hier verheerend. Zu Zivilverlusten kam es jedoch nicht. Deshalb kamen auch viele Flüchtlinge wieder in ihre Heimstätte zurück und bestellten wieder ihre Felder.

Der Arzt erzählte aus seiner Studienzeit und ärztlichen Tätigkeit bei den Truppen. Besonders hier bot sich ihm wieder die günstige Gelegenheit sein praktisches Studium fortsetzen zu können, da doch hier die Etappe fünfzig Kilometer hinter der Front sich befindet. Die Stadtnähe Lembergs bot ihm viele Möglichkeiten mit den Medizinern in Kontakt zu kommen. Dies nützte ihm sehr, denn sein begonnener Beruf als Arzt und Helfer für die notleidende Menschheit lag ihm besonders am Herzen. Bis zehn Uhr verweilte ich bei diesen lieben netten Kameraden und versprach ihnen, bald wieder zu kommen. Dort, wo man edle Freunde gefunden, fühlt sich jeder wohl.

An der Ostfront schien es schon, als sei kein Krieg mehr; auf beiden Seiten fiel schon lange kein Schuss mehr. Im Inneren Rußlands gäerte es schon über und über. Die Bolschewisten erhoben sich im ganzen großen Zarenreich. Wie die Lage jetzt steht, wird der mit Rußland geführte Krieg bald zu Ende gehen. Wie groß würde die Freude aller Österreicher, besonders der Kämpfer an der hiesigen Front sein, die frohe Botschaft in Bälde zu erhalten: „Der Krieg mit Rußland ist aus“.

Der sehnlichste Wunsch, ein recht baldiges Feuereinstellen an der russischen Front erleben zu können, ging eher in Erfüllung als alle dachten. Diese Botschaft kam am 15. Dezember vom Armeekommando II, Lemberg, an die Artilleriegruppe Udnow und diese gab sie telefonisch an unsere Batterie. Unser Telefonist übermittelte diese Freudenricht ganz aufgeregt mit den Worten: „Denkt Euch, soeben erhielt ich die Durchgabe, mit Rußland wurde der Waffenstillstand abgeschlossen, das Feuer ist somit sofort einzustellen“. Der Offiziersstab erhielt sogleich durch einen Boten davon Bescheid. Auch dem Pfarrherrn überbrachte ein anderer Kamerad diese freudige Mitteilung. Im Nu versammelte sich das Batteriekommando mit allen Offizieren, Zugskommandanten und Chargen um die große Freudefeier gemeinsam zu erleben.

Die Bekanntgabe dieses so heiß ersehnten Endes der Kampfhandlungen hier am östlichen Kriegsschauplatz wurde mir zugewiesen; bei Befehlsausgabe an die Mannschaftskameraden diese zur Verlautbarung zu bringen. Wie freute sich jeder darüber doch ein Mal an dieser Front die Waffenruhe zu vernehmen. Nur schade, dass zu diesem Freudentag der Mannschaft keine Verpflegungszubüße gegeben werden konnte, es langte hierzu schon gar nichts ein. Trotz hungrigem Magen feierte alles bis in die späte Nacht hinein, ein jeder auf seine Art im eigenen Schlafraum zu Hause.

Am nächsten Tag ruhte bei uns jede Beschäftigung, ein wirklicher Feiertag. Die Zivilbevölkerung zeigte übergroße Freude mit uns dieses Friedensfest mitfeiern zu dürfen. Für sie schien nun wieder heller Sonnenschein für ihre weitere Zukunft in ihrem Heimatland Galizien.

Der strenge Winter setzte nun auch bei uns ein, mit viel Schnee und Kälte. In unseren Schlafräumen ließ die Beheizung sehr zu wünschen übrig. In einem von hier eine Wegstunde entfernten Föhrenwald holte eine zahlreiche Wagenkolonne Brennholz, natürlich nass und grün. Wie im Felde, so auch hier, schnitt man das Holz kurz ab, zerkleinerte es und schlichtete das Kleinholz neben dem Ofen zur Trocknung auf, um bald davon zu heizen. Unsere Hausmutter heizte wohl mit trockenem Holz und Bündel ihre Küche, doch für uns reichte es nicht. Wenn uns froh, besuchten wir drei sie in ihrer Küche, kochten uns einen Tee, wohl mit Zucker und Rum, der in der kalten Jahreszeit reichlicher ausgegeben werden konnte und leisteten unserer Hausmutter und Töchtern fröhliche Gesellschaft. Unsere Leibwäsche übernahmen die drei Frauen freiwillig zur Reinigung und wollten auf keinen Fall bezahlt werden. In Lemberg konnte ich jederzeit eine Kleinigkeit für sie besorgen und zahlte dadurch meine Schuld für ihre Mühe und Entgegenkommen.

Am 2. Sonntag im Dezember fand am frühen Nachmittag hier in Sulimow das Begräbnis eines Jünglings statt, der an der Front schwer verwundet, als Invalide in seine Heimat zurückkehrte und seinem Leiden erlegen war. Viele Kameraden unserer Batterie nahmen als Abordnung daran teil, darunter auch ich. Wie bei uns, der katholischen Kirche, wird bei den Orthodoxen der Verstorbene vom Trauerhaus abgeholt und eingesegnet, jedoch liegt der Leichnam im offenen Sarg ohne Deckel, wird in die Kirche getragen und dort wieder eingesegnet. Am Friedhof kommt erst der Deckel nach der letzten Einsegnung vor der Versenkung in das Grab auf den Sarg. Wie mir erzählt wurde, wird dem Toten nach alter Sitte Brot und Salz ins Jenseits mitgegeben.

Unweit der Kirche lag der, von einem einfachen Holzzaun umfriedete Gottesacker, auf dem sich dem Osten hinziehenden sanft ansteigenden Hügel, die bereits tief eingeschnittenen Gräber befanden. Diese boten mit ihren stark verwitterten Holzkreuzen wohl keine so gewohnte Ordnung wie bei uns zu Hause. Am offenen Heldengrab hielt der Pope einen in russischer Sprache gehaltenen Nachruf, der den Inhalt auf deutsch, ähnlich wie bei uns hatte.

In der Woche vor Weihnachten versuchte ich bei unserem Arzt vorzusprechen, ob ich nicht hier in Lemberg meine schon so notwendige Zahnprothese erhalten könnte. Zu meiner größten Freude bekam ich ohne Weiteres die Einweisung ins Zahnambulatorium Lemberg. Schon am nächsten Tag konnte ich diesem einen Dienstbesuch abstatten. Zwei nette Zahntechniker aus Budapest, deutschsprechend, übten hier ihren Zivilberuf sehr gewissenhaft aus. Zu einem dieser sympathischen Kameraden wandte ich mich mit der Bitte, mir ja ein gutes Material zu nehmen. Die Kosten hierfür leistete ich ihm privat aus eigener Tasche. Die genaue Untersuchung und die Gipsabdrücke nahm er mit größter Sorgfalt vor. Er versprach mir bis halben Jänner 1918 die Fertigstellung meines Zahnersatzes. Nun war ich wirklich herzlich froh, meine Zähne wieder in Ordnung hergestellt zu bekommen. Es naht nun wieder hier im Felde, fern der Heimat, das frohe Weihnachtsfest. Wird es doch Fröhlichkeit in unsere Reihen bringen? Im engsten Kreise aller hiesigen Kameradschaften bemüht sich jeder sein Schärflein beizutragen, ein jeder nach seiner Art und Können.

In letzter Zeit gab es immer mehr kargere Verpflegung, besonders an Brot fehlte es sehr. Schon vierzehn Tage hindurch konnte ich in Lemberg in der Feldbäckerei keinen einzigen Laib erhalten. Wo die Ursache lag konnte niemand erfahren. Meine Kameraden wurden schon sehr ungeduldig, denn Hunger tut weh. Hätte nicht jeder Mann mit der Zivilbevölkerung Kontakt geschlossen, wäre es zum Verhungern nahe. Es half alles nichts, man muss sich selbst helfen, sich umsehen, wo etwas zu bekommen ist. So manche Kleinbauern teilten mit ihren Soldatenmitbewohnern ihres Hauses das Wenige, das sie selbst zum Essen hatten. In einem dieser Bauernhäuser konnte ich zusehen, wie primitiv das Brotgetreide auf einem selbst angefertigten Mahlstein zu feinem Schrot gemahlen und gesiebt wurde. Aus diesem groben Roggenschrotmehl buk die Bäuerin jede Woche zirka zehn Laib Brot für den eigenen Bedarf. Hie und da holte ich mir von ihr ein Stückchen Brot, welches wie ein Krapfen für meinen hungrigen Magen schmeckte. Dieser Familie stattete ich öfters einen Besuch ab, denn der Mann konnte von seiner aktiven Militärzeit her deutsch sprechen. Von ihm erfuhr ich viel Interessantes aus ihrem Leben vor und während des Krieges. Seinen Erzählungen zuzuhören war für mich eine besondere Freude. In ihm sah ich einen mir gleichgesinnten Charaktermenschen zu dem ich sogleich meine Zuneigung fand. Auch ihr Wohlwollen stellte sich bald zu mir ein. Wenn sie mir helfen konnten so taten sie es gerne, als wäre ich ihr Sohn. Meine Freizeit werde ich nun bei diesen guten Menschen verbringen, wo ich mich wie zu Hause fühlen kann.

Jeder Kamerad erwartete von seinen Lieben daheim ein Liebespackerl zu den Feiertagen. Am Feldpostamt Lemberg langten bereits acht Tage vor dem Christfest die ersten davon ein, die jeden zweiten Tag von mir beim Fassen abgeholt und nach Sulimow gebracht wurden. Bei Befehlsausgabe verlas ich die Namen der glücklichen Empfänger, die hernach zu mir in die Kanzlei kamen um die so sehnsüchtig erwarteten Geschenke zu übernehmen. Auch von all meinen Lieben und Freunden daheim langten jedes Mal Kistchen oder Kartons ein, sodass für die Feiertage reichlich Vorrat an allem Gutem gesorgt war.

Es kam der heilige Abend, die nötigen Vorbereitungen wurden von allen Kameraden bereits getroffen, in ihren Quartieren standen die kleinen Christbäumchen bereit. In unserem schon so traulich freundlich eingerichteten Stüberl besorgte Kamerad Matetschläger alle Vorbereitungen für die kommende Christfeier. Von Lemberg brachte ich allerlei Süßigkeiten und Schokolade für den Christbaumbehang, Schmuck fehlte natürlich. Trotzdem schmückte Kamerad Matetschläger unser Christbäumchen wundervoll, zur Freude aller drei und wohl auch unserer lieben Hausfrauen.

Für siebzehn Uhr abends vereinbarten unsere engeren Kameradschaften die frohe Botschaft, die Geburt unseres lieben Heilands, im engsten Kreise würdevoll zu feiern.

In unserem weihnachtlich geschmückten Stübchen stand das kleine Christbäumchen bereits auf dem Tisch, darunter viele Gaben unserer Lieben von daheim. Zu unserer Christfeier holte ich die liebe Hausmutter mit ihren Töchtern herüber, obwohl ihre Weihnacht erst dreizehn Tage später gefeiert wird.

Matetschläger Hans zündete die kleinen Kerzlein an und alle sechs nahmen im Halbkreis Aufstellung um nun meine zweiten Weihnachten hier im Felde zu feiern. Im gemeinsamen Gebet und Singen der trauten Weihnachtslieder „Stille Nacht, heilige Nacht“ gedachten alle ihrer Lieben daheim. Unsere fröhlichen Kinder-Christfeier ließen wir im Geiste vorüberziehen. Wir fühlten diese damaligen Kinderfreuden am heutigen heiligen Abend aufs Neue unter unserem kleinen Christbaum. Wie schön ist doch unser heiliges Christfest. Unsere Frauen erlebten mit uns wirklich eine Feier die ihnen vieles sagen konnte. Eine kleine Bescherung für alle, von all den erhaltenen Liebesgaben, erfolgte anschließend. Die Frauen erhielten den gleichen Teil wie jeder von uns. Im gemütlichen Beisammensein ließen wir uns alles gut schmecken und fühlten, als gehörten wir alle sechs zu einer Familie. Bevor wir uns zur Ruhe begaben unternahmen wir drei noch einen kleinen Rundgang durch das Dorf. Beinahe in jedem Haus brannte noch das Licht der Weihnacht. Eine reizende Winterlandschaft, mit sechzig Zentimeter hohem Schnee auf Holzdächern und Gassen, ganze Berge von Schneehaufen längs der verschneiten Häuserzeile mitten durch den Ort, bot ein bezauberndes weihnachtliches Bild. Auch der liebe Mond meinte es so gut und schien bei sternklarer Nacht, dass bei fünfzehn Grad Kälte die Schneekristalle zu funkeln begannen. Es ist nur schade, diese so einmalig schönen Eindrücke im Bilde nicht festhalten zu können.

Die Verpflegung während der Weihnachtsfeiertage erhielten wir gut, es wurde als Zubeuße Wein, Rum und Zigaretten gegeben. Brot gab es nach vierzehn Tagen doch einmal ein halbes Kilo, was für die zwei Tage galt. Ein jeder setzte sich bei der Fassung in einen Winkel und ließ sich ohne ein Wort zu sprechen, diesen für uns geltenden Leckerbissen wohl gut schmecken. Es blieb bei den meisten Kameraden davon nichts übrig.

Im Laufe des Nachmittages besuchten wir uns gegenseitig und überall gab es Aufwartung mit guten Sachen und Trunk. Eine besondere Freude konnte ich wieder ein Mal bei meinem invaliden Kameraden und dem Batteriearzt erleben. Am Christtagabend stattete ich ihnen den schon so lange versprochenen Besuch ab. Über drei Stunden verweilte ich bei bester Laune und reichlichem Abendbrot bei ihnen. Immer wieder kamen die so schönen Erinnerungen aus unserer so karg bemessenen Jugendzeit zum Ausdruck. Der invalide Kamerad erzählte aus seiner Jugendzeit, von dem Leben und Treiben der hiesigen Bevölkerung vor dem Jahre 1914, wie es ihnen als Herrschaftsarbeiter und Kleinbauern so recht und schlecht erging. Sie litten zwar keinen Hunger, ihr Verdienst und Einkommen zwar wenig, sie waren aber mit ihrem Los zufrieden, sie kannten ja keine andere Lebensweise, wie vielleicht bei uns. Der Boden brachte gute Ernte, da in diesem niedrigen Hügelland tiefer Humusboden vorhanden war und die Bearbeitung nicht allzu schwer von stattem ging. Ihre Ackergeräte, in sehr primitiver Art gebaut, zogen Ochsen und Pferde, die Handwerkzeuge erinnerten an unsere Großvaterzeiten.

Der Arzt berichtete wieder aus seiner Studienzeit und ich erzählte aus meiner Lehrzeit und dem lustigen Wandern zu Fuß und Rad vor dem Einrücken zum Militär. Dieses Gemütliche an dem feierlichen Abend beeindruckte uns drei derart, dass niemand ans Schlafengehen denken wollte. Um zehn Uhr verabschiedeten wir uns voneinander, jeder legte sich äußerst gut gelaunt zu Bette.

Der nachmittag von Stefanie gehörte meiner anderen lieben Familie. Bei ihr fühlte ich so recht die Wärme einer Elternliebe, wie selten in meinem ganzen Soldatenleben. Für sie nahm ich von meinen Liebesgaben ein kleines würdiges Christgeschenk mit und überreichte es mit Dank für ihr so liebes Wohlwollen. Bis in die späten Abendstunden hinein dauerte unser fröhliches Beisammensein bei guter Unterhaltung und reichlicher Mahlzeit mit Bratenfleisch, Mehlspeise und Wein.

Die Silvesterfeier der Offiziere und Unteroffiziere veranstaltete unser Rechnungsführer in der geräumigen Kanzlei. Der Pope mit seiner Wirtschafterin wurde von ihm auch hiez zu eingeladen, da er sich ja sooft im Pfarrhof aufhielt. Für reichliches gutes Abendessen und Trunk sorgte dieses mal die Kanzleikameradschaft. Herr Hauptmann Bartek nahm mit seinen zwei Offizieren in der Mitte der improvisierten Tafel Platz, Oberfeuerwerker zur rechten, Rechnungsführer zur linken Seite, anschließend alle anderen Unteroffiziere. Um acht Uhr abends begann die Veranstaltung mit Musik von einer Violine, Gitarre und einer chromatischen Ziehharmonika, die ein fröhliches Wiener Tritett zum Vortrag brachte. Lustige Einlagen von Gesang und ulkigen Gstanzl wie beim Wiener Heurigen verschönerten die letzten Stunden des nun scheidenden Jahres 1917. In guter Stimmung nahte das letzte Minütlein, es ist nun da, das neue Jahr 1918. Wird es den Frieden bringen, oder wird noch weiter gekämpft?

Der Batteriechef richtete an uns alle eine liebe Ansprache, in der er selbst den sehnlichsten Wunsch zum Ausdruck brachte, in Bälde den so heiß ersehnten Frieden für uns alle zu erreichen. Wir Versammelten stimmten alle mit, das begonnene Jahr solle endlich alle wieder zu ihren Lieben daheim bringen und nie wieder Krieg über uns kommen. In diesem Sinne endete unser fröhlich Beisammensein am Jahreswechsel um zwei Uhr früh.

Für die gedachte Frontausbildung der ins Feld abgesandten Mannschaften in allen modernen Waffenarten gingen die vorgesehenen Stellungen anfangs Jänner ihrer Vollendung entgegen. Für diese Übungen am Schießplatz begann bereits in der zweiten Woche im neuen Jahr das Exerzieren mit den Geschützen unserer Batterie, jedoch ohne mich. Der Artilleriegruppenkommandant Major Padosch forderte von unseren Unteroffizieren einen geschulten felderfahrenen Artilleriefachmann zu seinem ständigen Begleiter bei den nun beginnenden Schießübungen an. Zu dieser Dienstleistung schlug mich unser ungarischer Oberleutnant vor. Im Stand verblieb ich bei meiner Batterie.

Zu der am 19. Jänner 1918 stattfindenden ersten Übung holte mich der Schlitten mit Major Padosch von Sulimov ab und fuhren hinaus zum Beobachtungstand der Artilleriegruppe. Hier fanden sich die Artilleriebeobachter der hier in Stellung liegenden Batterien verschiedener Kaliber ein. Von hier aus konnte man das ganze hügelige, teilweise mit Waldstreifen durchzogene Übungsgelände beobachten. Die vorgesehenen feindlichen Infanteriestellungen, so auch Feldwachennester mit getarnten Maschinengewehrständen, waren bereits durch Zielscheiben mit rotem Kreuz auf Holztafeln gekennzeichnet. Die eigenen Infanteriestellungen lagen im Tale vor uns, zum angenommenen Angriff bereit. Eigene Infanterieabteilungen besetzten den Graben. Ein Beobachtungsflieger kreiste schon über uns. Für zwei Uhr nachmittag setzte das Abschnittskommando den Beginn der feldmäßigen Übung an.

Für diese Angriffsübung standen acht Feldartilleriebatterien in verschiedenen Entfernungen gestaffelt, schussbereit. Acht Infanteriekompanien mit zahlreichen Maschinengewehren, Flammen- und Granatwerfer, warteten auf den vorgesehenen Angriffsbefehl. Hier, am sogenannten Feldherrnhügel, beim Abschnittskommando, liefen bereits die Meldungen: „Zum Angriff fertig“ ein. Knapp vor zwei Uhr meldete die letzte Batterie: „Feuerbereit“. Punkt zwei Uhr gab der Oberst den Feuerbefehl an die Batterien. Mit einem Schlage setzte das Trommelfeuer aller hier stehenden Geschütze auf die feindlichen Stellungen und Stützpunkte ein. Die meisten Volltreffer auf die gesetzten Zielscheiben erreichte die schwere Feldhaubitzbatterie. Mit freiem Auge konnte die Wirkung dieses Höllenfeuers sehr gut wahrgenommen werden, noch besser mit dem Scherenfernrohr im Unterstand. Der Flieger brachte mittels abgeworfenen Spruchbandes die Korrektur der Artillerietreffer zu uns am Beobachtungsstand. Ich stand eben in Deckung hinter unserem Major, als der Kommandant der schweren Batterie, Herr Oblt. Schmidt das rote Schriftband auffing. Ich eilte sofort hierzu und rollte das Band am Erdboden auf, um die Meldung richtig ablesen zu können. Die kleine Änderung des Schusselementes überbrachte ich sogleich dem Telefonisten zur Weitergabe in die Geschützstellung der Schweren. Dieser Vorgang wiederholte sich bis zum Schweigen der Geschütze.

Als die feindlichen Linien sturmreif getrommelt erschienen, sprangen die ersten Männer der Infanterie aus dem Graben und gingen mit Handgranaten zum Sturmangriff an die zerwühlten und gesprengten feindlichen Stellungen vor. Eine Welle um die andere stürmte weiter hinaus um den Feind hinauszuerwerfen und weiter zu verfolgen. Auf besonders hartnäckige Maschinenstände gingen die Flammenwerfer im Sturm vor. Die Infanterie – Granatwerfer gaben auf die gegenüberliegende Feindstellung aus ihren Rohren soviel sie konnten. Schwere schwarze und graue Rauchwolken zogen über dieses Angriffsgelände, eine Sicht gab es nicht mehr. Nach einer halben Stunde wurde das Feuer eingestellt. Anschließend folgte eine interessante Lagebesprechung unter Major Padosch und den Batteriekommandanten bei der auch ich anwesend sein durfte.

Nach einer kleinen Pause trat der Kommandant der Schweren Batterie an mich heran, begrüßte mich mit Namen Redl und erkundigte sich über meine Dienstverwendung nach dem Abgang von Theresienstadt. Im weiteren Gespräch gab er mir bekannt, er sei der Batteriekommandant der Feldbatterie 2. Sie kamen vom rumänischen Kriegsschauplatz zur Erholung hierher und sind im Meierhof Remenow im Quartier. Er lud mich ein mit ihm dorthin mitzufahren, um mir und all meinen noch dort anwesenden Frontkameraden mit meinem Kommen eine Freude zu bereiten. Meinem Chef berichtete ich von dieser Einladung und erzählte ihm, dass ich bei dieser Batterie so lange im Fronteinsatz stand. Auch er zeigte eine sichtliche Freude an unserem so unerwartetem Wiedersehen.

Bei Einbruch der Dämmerung langte der Schlitten des Herrn Oblt. Schmidt im Meierhof Remenow wohlbehalten ein. Herr Oberleutnant führte mich in einen großen Raum, wo Kameraden meiner Feldbatterie mit dem Gestalten einer Theaterbühne beschäftigt waren. Für heute Abend hatten die lustigen Wiener einen bunten Abend anberaumt.

Herr Oberleutnant geleitete mich zu den arbeitenden Kameraden und rief ihnen zu: „Seht her, heute bringe ich Euch einen lieben Gast mit. Unser Kamerad Redl kam mir in die Hände und nahm ihn gleich mit zu Euch. Wir freuen uns gewiss alle, ihn nach so langer Abwesenheit wieder einmal bei uns zu haben“.

Tief ergriffen schritt ich zu den Kameraden vor. Eine begeisterte Begrüßung folgte, als wäre ich als Geist vom Jenseits gekommen, so unerwartet kam ihnen mein Erscheinen. Auf die Bühne hoben sie mich hinauf und luden mich zum Theaterspiel aller herzlichst ein. Beim heutigen Abend soll auch ich eine lustige Geschichte zum Besten geben. Für mich war diese Zumutung wohl überraschend, da ich doch von dem vorgesehenen Programm keine Ahnung hatte. Mahovsky und Weingartner Pepi weihten mich rasch in den Inhalt und Reihenfolge der komischen und lustigen Vorträge ein und gaben mir Tips, was ich bringen könnte. Nun gut, einen netten Beitrag zu dieser Unterhaltung werde auch ich leisten.

Um fünf Uhr abends erhielt ich mit allen anderen Kameraden das Nachtmahl, Kaffee, auf zwei Schnitten Brot etwas Käse und dänische Butter. Bis Beginn der Vorstellung gab es kein Fragen und Antworten, dass ich alle Wünsche der guten Kameraden kaum in dieser kurzen Zeit erfüllen konnte. Ich gab nur sehr kurz mein Erlebtes seit Oktober 1916 bis heute ihnen bekannt, darunter das Hinscheiden meines guten Vaters. Mich interessierte ihr weiteres Wirken und Erleben in der Winterstellung bei Beolin und nachher in Rumänien. Sie berichteten mir, die so gut und schön ausgebaute Batteriestellung im Walde vor Beolin mussten sie kurz nach meinem Abgang ins Spital verlassen und der Batterie I samt dem Regimentsstab überlassen. Der Regimentskommandant Müller setzte sich mit seiner Beobachtungsbatterie eins ins warme Nest hinein und für uns galt von vorne eine neue Winterstellung weiter rechts von hier zu bauen. Erst zu den Weihnachtsfeiertagen war sie fertig. Über den Winter hatten sie Ruhe. Im Frühling hieß es wieder wandern, hinunter nach Rumänien und hatten bei unserer Offensive, bei der Frontaufrollung im Vormarsch von Dornawatre Kniepelung nach Fokczani, dann weiter hinunter bis an das linke Donauufer viel zu leisten, zu erdulden und zu ertragen. Manche Verluste an der Mannschaft, Pferden, Waffen und Geräten, sowie an Wagen erlitt unsere Batterie bei diesen so heißen Schlachten und Gefechten. An der russischen Front ging es auch so manches Mal heiß her, doch in Rumänien erlebten sie noch ernstere Tage. Das Ärgste erlebten sie, wie in einem Zuge eines Morgens drei Rohrkrepierer die ganze Batterie gefechtsunfähig machten. Die erst später gefundene Ursache davon war, dass die Geschützbedienung am Abend bei allen vier Geschützen die Mündungskappen vorzugeben vergaß. In der Nacht fiel der Nebel ein, am frühen Morgen kam Feuerbefehl, das erste Geschütz zog ab und schon war das Malheur fertig. Das Rohr bekam einen Riss und war damit außer Gefecht gestellt. Das zweite Geschütz versuchte das geladene Rohr auszufeuern, wieder der selbe Zauber. Beim dritten Geschütz riss der Verschlussblock vom Rohr ein. Ein viertes Mal unterließ man. Man wusste nicht was los war. Die Ursache konnte sich niemand erklären. Artilleriemeister Rulhand wurde sofort geholt, vielleicht findet er den Grund dieser noch nie dagewesenen Lage. Nach langen Hin- und Her kam er auf die innere Drallstahlseele des Rohres vom noch geladenen vierten Geschütz, die durch den eingefallenen Nebel reinnass geworden war. Dies war die Ursache von dem ersten Missgeschick, des Ausfalles der ganzen Batterie im Vormarsch nach Südosten Rumäniens. Niemals darf es vorkommen, dass nach Feueinstellen die Mündung des Rohres offen bleibt und noch dazu bei Nacht, wo man nie sicher sein kann, ob nicht Regen oder Nebel eintritt. Auf meine Frage, ob meine Zither im Verschlag im wagen des Artilleriemeisters noch vorhanden sein wird erhielt ich die Antwort: Ein Volltreffer bei Foczani vernichtete den wagen samt Inhalt zur Gänze. Sie lag zertrümmert unter den übriggebliebenen Kram des Schlachtfeldes.

Die Batterie ging nach Krakau um neue Geschütze und verblieb dort vierzehn Tage auf Erholung. Hernach hieß es wieder in den Fronteinsatz nach Rumänien und verblieben dort bis zu Beginn des Waffenstillstandes mit Rußland und Rumänien. Vor Weihnachten bezogen sie hier in Remenow das Winterquartier.

Die dienstfreie Mannschaft der Batterie fand sich bereits in Gruppen im Zuschauerraum zum lustigen Abend ein. Der geschlossene Offiziersstab nahm in der Mitte der ersten Reihe ihren bereitgestellten Platz ein. Die alten Musiker unserer Batterie eröffneten die Veranstaltung mit einem fescen Marsch. Mahovsky begrüßte alle gekommenen Offiziere und Kameraden und wünschte recht gute Unterhaltung. Bei vier Stunden dauerte dieses so seltene Vergnügen hier im Felde. Niemand wollte aufhören mit den Darbietungen. Jeder holte wieder aus der hinteren Lade Spasetteln und Scherze. Inzwischen Musik und Gesang aus Wiener Melodien wie einstens in der Winterstellung Bol Zagorce, vor Dubno in Wolhynien. Um elf Uhr brach ich auf, denn ich hatte noch eine gute Stunde nach Sulimow zu gehen. Verabschiedete mich noch kurz von allen Kameraden mit dem Wunsche uns

bald wiederzusehen. Allen Mitwirkenden noch herzlichen Dank für die so fröhlichen Stunden in alter Kameradschaft.

Meine Stubenkameraden erhielten von mir telefonisch Nachricht wo ich bin und wann ich ungefähr nach Hause kommen werde. Um die Mitternachtsstunde kehrte ich sehr müde und abgespannt zu ihnen heim und musste ihnen von meinen so fröhlichen Stunden bei meinen Frontkameraden ausführlich berichten. Es wurde schon zwei Uhr früh, bis ich endlich zum Schlafen kam. Am nächsten Morgen ließ ich mir dienstfrei bitten um nach den gestrigen Anstrengungen ein wenig Ruhe zu bekommen.

Um den Hunger der Batteriekameraden zu stillen, entschlossen sich unsere zwei Wiener Fleischhauer, unsere Köche, bei den Bauern in der nächsten Umgebung Umschau zu halten, ob nicht Schweindl und Rindvieh zu kaufen wären. Schon bei der ersten Suche danach kehrten sie mit zwei Schweinen und einer Kalbin nach Hause.

Wie freute sich jeder von uns, nun endlich einmal sich anständig satt essen zu können. Um das Relutumgeld, das jeder alle zehn Tage bei der Löhnung ausbezahlt erhielt, konnte man sich eine Aufbesserung der Verpflegung durch Kauf von Wurst und geräuchertem Speck schon leisten. Die Fleischhauer bereiteten aus diesem Rind- und Schweinefleisch schmackhafte Dauerwürste, die jeder gerne kaufte. Auch Eier und Butter bekam man schon um billiges Geld bei der bäuerlichen Ortsbevölkerung. Von nun an endete unser Hungerleiden. Für mich gab es außer dem Fassen der Verpflegung jeden zweiten Tag in Lemberg noch zusätzliche Beschäftigung. Die meisten Wiener sandten über die Zivilpost Wurst, geräucherten Speck und Eier ihren Angehörigen in die Heimat. Aus leeren Kisten von Verpflegungsartikel verfertigte ich die Feldpostkistl für die Absender. Durch Vermittlung meines invaliden Kameraden konnte ich sämtliche Kistl nach Rodeince zum Postamt bringen, wo seine Schwester die Postmeisterstelle bekleidete. Die hungernden Angehörigen unserer Wiener Kameraden erhielten auf diese Weise eine reichliche Beihilfe zu ihrem so kargen Kartenbezug. Der erste gelungene Einkauf der Schlachttiere spornte die Fleischer zu weiteren Käufen an. Jetzt erhielt jeder nach seiner Zahlkraft Fleisch und Wurstwaren, wie im Fleischladen. Auch unsere Offiziere wurden ständige Abnehmer davon. Viele Kameraden ließen sich Geld von Zuhause schicken und besorgten für die Heimat Zubaßen. Am Tante Käthe und meinen Lieben daheim sandte auch ich jeden Montag ein Kisterl. Die Bauern zogen aus unseren ständigen Einkäufen großen Nutzen. Sie bekamen bares Geld für ihre Erzeugnisse sofort auf die Hand, mit dem sie ihre notwendigen Einkäufe fürs Leben und Bekleidung tätigen konnten. In den Nachbareinheiten sprach sich bald herum, die Feldersatzbatterie 25 setzt sich für eine so gute Sache ein, um allen hungernden Kameraden die Möglichkeit zu geben, die Verpflegung sich zu verbessern. Volle zwei Monate hindurch hatten wir ruhige Beschäftigung und reichliche Verpflegung, sodass beinahe niemand Hunger litt. Jeder konnte sich jetzt gut erholen von der in letzter Zeit besonders harten Not.

(3. März 1918 Friedensschluß mit Rußland).

Mitte März erhielt unser Batteriechef eine für uns wohl nicht angenehme Nachricht, wir müssen unser so nettes Quartier in Sulimow verlassen und weiter südlich von Lemberg in Sokolniki wieder von vorn beginnen mit dem gemütlich gestalten der neuen Quartiere.

Ein Offizier und zwei Unteroffiziere wurden als Quartiermacher bestimmt, darunter auch ich. Zu Pferd ritten wir drei über Lemberg auf die Landstraße die nach Sokolniki führte. Elf Kilometer von der Hauptstadt entfernt zieht sich die vier Kilometer lange, auf beiden Ufern eines seichten Flusses erbaute Bauernsiedlung hin. Von einem Gehöft zum anderen hielten wir Ausschau wo die Mannschaft und Pferde untergebracht werden können. Unweit der Hauptstraße nach Lemberg fanden wir ein Strohhaus, in dem die Offiziersunterkunft, die Batteriekanzlei, Küche und Train ihre zukünftige Heimstätte haben sollen. Fast in jedem halbwegs aussehenden Wohnhaus kamen kleine Gruppen von zwei bis vier Mann ins Quartier. In den Stallungen und Scheunen, die hier bedeutend besser und auch größer gebaut erschienen als in Sulimow, konnten alle Pferde Platz finden. In der Nähe der katholischen Pfarrkirche fand ich bei einer sehr netten Bauernfamilie ein schönes helles Zimmer, welches für uns drei Stubenkameraden sogleich von mir bestimmt wurde. Bis wir für alles Quartier gefunden, ging der Tag zur Neige. Bei Mondenschein ritten wir Quartiermacher wieder in unsere alte Stellung zurück.

Am frühen Morgen erging an alle Abteilungen der Marschbefehl. Um elf Uhr Menage, Abfahrt um ½1 Uhr vorgesehen. In der Batteriekanzlei ging es wohl am lustigsten zu. Bis alles in die Kisten verpackt, die Montur und Ausrüstung auf den Wagen verstaut, der Proviantvorrat auf die Fassungswägen, so auch die Feldküche fahrbereit gestellt war, musste von jedermann schnell gegriffen werden und konnte sich den Ärger wegen dem Stellungswechsel über sich ergehen lassen. Wie oft mussten wir fort und von vorne wieder beginnen. Als Kolonnenführer wurde ich ausersehen, da ich schon ein Mal im neuen Bestimmungsort war und all die vielen Quartiere zuweisen konnte. Als Helfer nahm ich mir meinen zweiten Kollegen dazu, damit wir bis Einbruch der Dämmerung Mann und Ross unter Dach gebracht haben.

Nach dem Mittagessen nahm die gesamte Batteriekolonnie auf der Dorfstraße Aufstellung, zum Abmarsch bereit. Uns Dreien von der Stube fiel es besonders schwer von unseren lieben guten Hausmutterl samt ihren herzigen Töchtern Abschied zu nehmen. In der letzten Zeit verstanden wir uns schon so gut, wir bildeten eine Familie. Auch von meinen anderen lieben Freunden ging ich sehr schwer weg. Man wusste, niemals gibt es ein Wiedersehen mehr. Jeden von ihnen sagte ich noch herzlich „Vergelt es Gott“ für alle Liebe und Güte, die sie mir während meines Aufenthaltes in Sulimow schenkten.

Die Offiziere bildeten mit ihrem Stab eine Vorausabteilung. Vor dem Abmarsch erhielt ich von meinem Batteriechef noch einige Anweisungen für die Fahrt durch die Stadt Lemberg und begab sich zu Pferd mit seinen Leuten nach Sokolniki.

Um ½1 Uhr wurde mir nach vorne die Fahrbereitschaft gemeldet. Nun konnte der Marsch beginnen. Auf mein Kommando: „Batterie Marsch“ setzte sich die Batterie samt Nebenfahrzeugen in Bewegung. Die Wege waren jetzt im März schon ganz trocken, die Geschütze und Fahrzeuge kamen ohne Schwierigkeiten auf die Hauptstraße, durch die Stadt Lemberg, auf die Zufahrtstraße nach Sokolniki. Nach vierstündigem Marsch erreichte unsere Batterie ihr neues Ziel. Die Einweisung in die Quartiere vollzog sich rascher als ich dachte. Um sechs Uhr abends gab es schon das Nachtmahl im neuen Küchenlokal. Durch die lange Strecke der Ortschaft wird die Menage auf drei Ausgabestellen zur Verteilung kommen müssen. Selbst holen von der Küche wäre undenkbar.

Einige Tage hatte die Mannschaft keine Dienstleistung zu versehen. Jede Gruppe bereitete sich das neue Heim wieder nett her, wie es bei uns immer eingeführt war. Friedlich und gemütlich muss es bei der Batterie 2/25 sein. In meinem Zimmer fertigte ich am frühen Morgen drei Bettstellen an, die für eine angenehme weiche Liegestatt ausgestattet wurden.

Die Hausbewohner hatten drei liebe Töchter namens Katschka, Maria und Theres. Mit ihnen gab es bald lustige Bekanntschaft. Sie verstanden ein wenig Deutsch, wir sprachen eine slawische Mischsprache, wie Teile tschechisch, polnisch und ruthenisch, wie es halt in der Gegend von den Bewohnern gesprochen wurde.

In der Natur begann wieder neues Leben. Die Wiesen begannen schon teilweise zu grünen. Die ersten Gänseblümchen guckten aus ihren Verstecken bereits hervor. Den strengen Winter überstand die Mannschaft gut. Es gingen nur sehr wenige ins Spital ab. Die gute Verpflegung der letzten Monate und die normale Dienstleistung bei reichlichem Schlaf im warmen Raum trug an unserem guten Gesundheitszustand sehr viel bei.

Die Beschäftigung der Mannschaft ging seinen normalen Lauf weiter. Die Ausbildung für den Frontdienst ließ hier in Sokolniki bedeutend nach. Es schien so, als wären wir gar nicht im Felde. Die Offiziere nahmen es auch nicht mehr so genau wie bei der Feldbatterie im Kampfgebiet. Mit einem Wort, hier ist es ohne weiteres zum Aushalten und könnte man ruhig das Ende dieses Krieges abwarten. Doch wird es noch anders kommen als unsere Meinung wäre.

Die Verpflegung für die Mannschaft fiel hier etwas besser aus als in Sulimow, jedoch ohne Möglichkeit, sie selbst zu verbessern. Unsere Köche versuchten gleich am Anfang unseres Hierseins Vieh und Schwein bei den hiesigen Bauern zu kaufen, jedoch ohne Erfolg. Die Stadt Lemberg nahm bis jetzt alles Vorhandene an Lebensmitteln um gutes Geld an sich. Eier und Milch erhielt man, sonst aber nichts.

Zu allen Fassungsstellen in Lemberg kam ich auch hier jeden zweiten Tag, wo ich die bekannten guten Kameraden fand, die für mich besonders bei der Fleischausgabe hie und da eine Zubeiße gaben.

Seit einiger Zeit munkelte man in unseren Reihen, unser Rechnungsführer Führich soll angeblich unehrliche Kassa führen. Es wäre wohl kein Wunder, da er in Sulimow schon verschiedene Delikte auf sich lud. Das Nachtleben in der Stadt Lemberg kostet viel Geld. Auch hier in Sokolniki besserte er sich nicht. Jeden Abend verschwand er unauffällig, er war eben nicht da wenn man ihn dringend benötigte.

Eines schönen Tages erschien ein Kontrollunteroffizier in der Batteriekanzlei und ließ sich die ganze Kassagebarung seit Anfang der Batterieaufstellung zur Überprüfung vorlegen. Zwei Tage hindurch stöberte er die Akten und Belege durch. Was er fand erfuhr niemand. Am dritten Tag verschwand der Übeltäter sang- und klanglos von unserer Batterie.

Kamerad Singer, sein Schreiber hatte von den Fehlbeträgen keine Ahnung, er ahnte wohl schon lange die Mißgriffe in die Kassa von Führich, doch ihm ging nur die Standesführung und der Zu- und Abgang an. Am vierten Tag erschien ein neuer Rechnungsunteroffizier von einer anderen Batterie und übernahm die Stelle des abgeführten Führichs.

Am Ostermontag um zwei Uhr nachmittag fand eine polnische Bauernhochzeit eines jungen Brautpaares aus dem Ort in der hiesigen röm. kath. Pfarre statt, für die wir Jungen großes Interesse zeigten. Im Elternhaus des Bräutigams gab es schon viele neugierige Hochzeitsschauer, zu denen auch wir drei gehörten. Die Hochzeitsgäste, in ihrer polnischen Nationaltracht, versammelten sich im geschmückten Gastzimmer der Eltern und der gereichte Hochzeitszug zog hernach mit Musik, eine Violine, eine Ziehharmonika und einer Bassgeige, die umgehängt getragen wurde, mit dem Bräutigam in das Elternhaus der Braut. Im geschlossenen Familienkreis übergab das Brautelternpaar dem jungen Bräutigam die Braut zum ewigen Bunde. Nach den beiden Elternsegen zog nun der geschlossene Zug mit Musikbegleitung zur Trauung in die Pfarrkirche. Der Herr Pfarrer begrüßte mit herzlicher Ansprache in polnischer Muttersprache alle Hochzeitsgäste vor allem das junge Paar. Bei uns in der Heimat wäre es auch nicht schöner und würdevoller gewesen. Die Trauung selbst war wie bei uns. Nach dem heiligen Segen zog man wieder mit Musikbegleitung zum zukünftigen Heim der jungen Eheleute. Am Hauseingang stand das Elternpaar mit einer Tasse, auf der Brot, Salz und Trunk lagen und reichte dem übernehmenden jungen Paar davon, eine althergebrachte Sitte hier zu Lande, um den jungen Eheleuten fürs ganze Leben Brot und Trunk gesichert zu wünschen. Eine gute Mahlzeit und lustiges Treiben der Jugend bei fröhlicher Musik und Tanz folgte anschließend bis zur Mitternachtsstunde.

Von Zuhause erhielt ich schon Nachricht, die Anbauzeit steht vor der Tür, ich soll in Kürze um meinen Gebührenurlaub bitten gehen. Bei Rapport erhielt ich die Reihung für den nächsten Turnus am 11. Mai 1918. Etwas spät, jedoch besser als gar nicht.

Mit dem Urlaubsschein für vierzehn und vier Tage in der Hand fuhren zwanzig Mann in zwei Wägen zum Bahnhof, wo bereits der Urlaubszug zur Abfahrt bereit stand. Punkt acht Uhr abends rollte die lange Kette von alten Personenwaggons, überfüllt und mit Urlaubern belegt, vom Lemberger Hauptbahnhof nach dem Westen, bis Krakau, dann nach Süden, bis in die liebe Wienerstadt, wo der Zug um zwei Uhr nachmittags am Nordbahnhof ankam. Einen kurzen Besuch stattete ich noch meiner lieben guten Tante Käthe ab, die von meinem so unerwartetem Kommen ganz überrascht wurde. Zu ihr zog es mich immer hin, als wäre sie auch meine gute Mutter, denn sie war immer so lieb und gut zu mir, als wäre ich ihr Sohn. Mit dem Fünfuhrzug ging die Reise in die liebe Heimat, vorerst nach Krems, dann weiter zu Fuß mit schwer bepacktem Rucksack hinauf nach dem lieben Heimatort Gföhl. Um die Mitternachtsstunde langte ich im Vaterhaus an, wohl sehr ermüdet und abgespannt von dem Marsch und der langen Reise. Mutter und Geschwister baten mich noch, recht viel Interessantes von meinem Wirken in Galizien zu erzählen; es wurde drei Uhr früh bis wir in das Bett kamen. Am späten Vormittag stand ich frisch und munter auf und vergönnte mir bei meinen Lieben den ganzen Tag noch Ruhe, nach der so anstrengenden Reise.

Am zweiten Urlaubstag besuchte ich alle Verwandten und Freunde unserer Familie. Dabei erlebte ich sehr viel Freude und fühlte fast immer ihr Wohlwollen mir gegenüber. Sehr traurige Nachrichten vom Heldentod manch guter Freunde und Schulkameraden, so auch anderer Gföhler Jungen musste ich vernehmen. Besonders der Jahrgang 1898 erlitt sehr große Verluste. Wo immer ich hinkam, stellte man an mich die Frage: „weißt du nicht, wann endlich einmal der unselige Krieg aus wird, wann dieses große Völkerringen zu Ende geht?“

Der Hunger und die knappe Zuteilung der Lebensmittel ließ die Stimmung im Volke sehr ermüden. Der Großteil des Heimatvolkes musste bei so schmaler Kost übermenschlich arbeiten und Leistung erbringen, hingegen ein anderer Menschentyp prasste in Überfluss und Übermut, sodass über Letztere arge Empörung im arbeitenden und hungerndem Volke herrschte.

Unsere Felder ließ Mutter schon im zeitlichen Frühjahr vorbereiten zum Gerstebauen und Erdäpfellegen. Mit dieser Feldarbeit beschäftigten sich nun meine Mutter und ich einige Tage. Bei Onkel Gerzabek halfen wir beide ebenso bei der Frühlingsbestellung nachher fleißig mit. Im Berufe sammelte sich im Kriege sehr viel Arbeit, dass ich nicht alles fertigbringen konnte. Im Schloss Jaidhof übertrug mir die Schlossverwalterin Fräulein Stöer sehr dringende Reparaturen an Stilmöbelstücken, die schon lange geschehen hätten sollen. Bei diesem Auftrag konnte ich auf keinem Fall absagen, setzte sie doch immer ihr bestes Vertrauen in mich, so musste ich meine so kurzen Urlaubstage dazu verwenden, ihren Wunsch voll und ganz zu erfüllen. Die beste Kunde meines Vaters will auch ich bei guter Gesinnung für meine Zukunft erhalten.

Allzu rasch vergingen die so schönen Urlaubstage, es musste wieder der Rucksack mit neuer und reiner Wäsche, diverser Requisiten und wohlschmeckendem Proviant für die lange Reise zu meiner Truppe gepackt werden. Dieses Mal fiel mir der Abschied von daheim nicht so schwer wie bei meinem letzten Gebührenurlaub. Jedermann dachte an ein baldiges Kriegsende. Der Hunger, der große Mangel an allem Kriegsmaterial, die Kampfmutigkeit der hungernden, ermatteten Frontsoldaten sind Vorboten des baldigen Endes des Kampfes. Von meinen Lieben, all meinen Freunden und Bekannten nahm ich kurz Abschied, in der sicheren Erwartung eines baldigen Wiedersehens und Heimkehr für immer. Zu Fuß marschierte ich schwer beladen nach Krems zum Bahnhof. Den Fünfuhr-Personenzug nach Wien erreichte ich noch rechtzeitig. Im Kreise einer netten Reisegesellschaft verstrich die Fahrzeit mit plaudern allzu rasch, niemand ahnte, dass wir bereits in den Franz Josefs Bahnhof einfuhren. Die Uhr zeigte sieben Uhr dreissig bei der Ankunft. Mein Urlaubszug nach Lemberg ging um zehn Uhr zehn vom Nordbahnhof ab. Schon um neun Uhr wurden die Waggontüren geöffnet. Wer schon um diese Zeit am Bahnhof war, der konnte sich einen schönen Sitzplatz wählen. Ich nahm mir in einem Seitenabteil beim Fenster in Fahrtrichtung einen Platz, um ein wenig die Nacht hindurch schlafen zu können. Im Nu füllte sich mein Abteil mit soliden Urlaubskameraden von Infanterieeinheiten der Lemberger Umgebung.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, waren alle Waggons reichlich überfüllt. Wie froh waren wir Insassen unseres Abteiles, acht Mann hatten ausreichend Platz zum Sitzen, viele andere Urlauber verbrachten die Nacht stehend zusammengepfert wie die Heringe auf den Gängen und auch auf den Plattformen. Die gute, frische warme Mailuft kam diesen Kameraden besonders zu Gute, denn beim Fahren blies die Luft doch ziemlich stark. Als wir in das Gebiet Mährisch-Ostrau beim Morgengrauen einfuhren erwachte ich. Es begann wieder ein schöner neuer Maitag. Wir passierten Krakau um sieben Uhr früh, wo es ein gutes Frühstück zu kaufen gab. Die Weiterfahrt nach dem Osten ging über Tarnow, Debica, Przemyśl nach Lemberg, wo wir um drei Uhr dreissig nachmittags wohlbehalten eintrafen. Aus dem selben Zuge stiegen auch Kameraden meiner Batterie, mit denen ich noch in eine mir sehr gut bekannte Ausspeisungsstelle ging, wo immer noch gute Mehlspeisen um billiges Geld zu bekommen sind.

Nach einer kurzen Rast und Stärkung trat in dieses Lokal ein Kamerad unserer Batterie ein, der uns mit Freude begrüßte, uns die große Neuigkeit brachte: unsere Batterie soll angeblich in Kürze nach Lienz in Osttirol abgehen. Was wird uns dieser Stellungswechsel bringen? Besser als hier wird es doch auf keinem Fall sein. Wie man hier allgemein hört ist dort der Hunger auf der Tagesordnung. Dort wird der Dienst und auch der Zwirn schärfer gehandhabt. Die schönsten Zeiten von hier in Galizien werden wir gehabt haben.

Um neun Uhr abends meldeten wir unser Einrücken vom Urlaub beim diensthabenden Unteroffizier. In meinem Zimmer erwarteten mich meine zwei Kameraden und auch alle Familienmitglieder unserer Quartiergeber mit großer Freude. Jede Person erhielt von mir einen kleinen Leckerbissen aus meiner Heimat, die Männer auch ein paar Zigaretten. Von dem Abgang nach Lienz wusste noch niemand. Jedem von uns ergriff große Sorge um unser weiteres Ergehen in der Nähe der italienischen Front, hoch oben im Hochgebirge der Dolomiten. Dort musste jeder im Einsatz stehende Mann sein Bestes leisten, kein Vergleich mit den Strapazen und Kämpfen im ebenen Gelände. Um Mitternacht stellte ich die Berichterstattung von der Heimat ein, damit alle doch noch voll zur Nachtruhe kommen konnten.

Noch einige ruhige Tage für uns, dann kam wirklich der Marschbefehl für unsere Batterie nach Lienz in Osttirol. Schweren Herzens ging jeder von uns an das Packen der wenigen Habseligkeiten im Rucksack, dann das Verladen am Bahnhof in die vielen Waggons. Der Abschied von unserer lieben guten Familie im Quartier fiel jedem von uns besonders schwer. Die ganze Bewohnerschaft von Sokolniki war beim Auszug unserer Marschbatterie tief bewegt. So manche Tränen standen in den Augen der Abschied nehmenden Mädchen und Mütterleins von ihren so lieb gewordenen Soldaten. Noch ein stiller Händedruck und Winken beim Auszug unserer Batteriekolonnen, dann auf Nimmerwiedersehen.

Im langsamen Schrittempo ging es auf der Landstraße nach Lemberg, die Stadt hindurch zum Bahnhof. Zwei Stunden Rast konnten wir uns dort noch vergönnen, bis die Verladung beginnen konnte. Der Transportzug wurde erst mit großer Mühe zusammengestellt. Es fehlte hier schon an allem Bahnmaterial und Waggons. Vier Jahre Krieg, es ist kein Wunder, wenn es an allem fehlt. Am späten Nachmittag begann die Verladung der Geschütze, Wagen, Pferde, zum Schluss kam die Mannschaft in Viehwaggons. Meine Schlafstelle wählte ich wieder in einem Pferdewaggon, in dem man sich auf vielen Decken eine weiche Liegestatt bereiten konnte. Die Köpfe der Pferde sahen in die Mitte der Waggons, wo wir unser Lager betteten, damit kein Unfall durch die Pferde entstehen konnte. In später Nachtstunde rollte unser Transportzug auf die Bahnstrecke nach Stryj, dann weiter nach Süden in die Karpaten, über den Vereczke Pass hinunter in die Ebene Ungarns wo wir die Städte Munkacs, Miskolcz, Hatvan und Gödöllő passierten und am vierten Tag unserer Reise in Budapest einlangten. Hier hatten wir sechs Stunden Aufenthalt. Ein Verlassen des Transportes kam auf keinem Fall in Frage. Die besonders strengen Wachvorschriften mussten hier unbedingt eingehalten werden, damit kein Mann abspringen und verschwinden kann. Die Fahrt ging weiter über Gran, Bruck an der Leitha nach Wien – Ostbahnhof. Hier erhielten wir einmal eine kräftige Verpflegung, die uns von der Bahnhofsausspeisung verabreicht wurde. Zigaretten kamen zur Verteilung vom Roten Kreuz nebst kleinem Sackerl mit Keks und Zucker. Die Gaben der Heimat schmeckten allen doppelt so gut, als das Kommissmenü. Über die Gürtellinie fuhr unser Zug auf die Westbahnstrecke nach St. Pölten, wo zwei Stunden Aufenthalt war. Durch die Straße am Bahnhof nach Harland zog eben die Fronleichnamsprozession von einem Altar zum anderen. Wie schwer war mir ums Herz, so nahe in der Heimat und doch nicht möglich auszusteigen um einen Sprung nach Hause zu machen.

Hier in St. Pölten ging die Frage durch die Waggons, ob nicht vier abgehende Wiener Kameraden in einem oder dem anderen Waggon verweilen, in ihre Viehwaggons kehrten sie nicht mehr zurück. Auch in den anderen waren sie nicht zu finden. Diese stiegen mit allen Kameraden am Ostbahnhof aus, ließen sich die Abendmahlzeit gut schmecken und verschwanden dortselbst. Es ist dies nicht das erste Mal bei ihnen gewesen. Ob sie nachkommen nach Lienz, oder tauchen sie wieder unter, vielleicht bis zum Kriegsende, ist nicht zu erraten und auch nicht daran zu denken bei diesen geriebenen Burschen.

Die Weiterfahrt unseres Batterietransportes ging über Amstetten, durch das Gesäuse bei Nacht nach Selzthal in der Steiermark. Es tat uns allen herzlich leid, diese so schön geschilderte Fahrt durch das rauschende enge Ennstal mit seinen steil aufsteigenden Uferbergen nicht bei Tag bewundernd zu erleben. Von diesem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt Selzthal kam unser Zug erst gegen Abend weiter nach St. Michael, dann gings nach Knittelfeld, Judenburg, Friesach, St. Veit an der Glan, Ossiach, Villach, Spital an der Drau nach Lienz. Ankunft am neunten Tag unserer Fahrt bis hierher.

Frühmorgens um ½5 Uhr erhoben wir uns vom warmen weichen Lager und öffneten die Waggontür, es war schon helllichter Tag, mit sonnenklarem blauen Himmel. Welch herrliche Bergwelt! Die Lienzener Dolomiten mit ihren so wundervoll anmutigen Felsengipfeln, der Kreuzspitze, Sandspitze und Spitzkofel, 2750 Meter hoch, die durch die ersten Morgensonnenstrahlen zum sogenannten Alpenglühen erwachten, lagen im Süden vor uns. Hier in diesem so lieblich am Zusammenfluss der Drau und Isel gelegenen Städtchen Lienz wird nun unser neues Heim errichtet werden.

Schon um sechs Uhr früh begann die Auswaggonierung, welche innerhalb von zwei Stunden vollendet sein musste. Die Waggons benötigte man schon wieder sehr dringend für einen weiteren Militärtransport, wo doch schon an allem so großer Mangel herrschte. Am Bahnhofsgelände stand nun unsere Batteriekolonnen schon fahrbereit, doch wo wir hinkommen sollen, ist dem Kommando noch nicht klar. Erst nach zwei Stunden war unser neuer Standort festgelegt: auf einer Wiese, linksseitig der über die Drau führenden Straße nach dem Bauernhöfchen Tristach, soll angeblich unser neues Lager entstehen.

Nach einstündigem Marsch erreichten wir unser Ziel. Was fanden wir vor? Ein halbverfallenes Barackenlager, für die Pferde ein in Bau begriffenes Sparrengerippe für einen Pferdestall. Wohin mit unseren Pferden? Wenn ein längeres Hierbleiben vorgesehen sein sollte, dann muss unbedingt für eine Unterkunft für sie gesorgt werden. Jetzt im Sommer kann man sie ohne weiteres im Freien einige Zeit eingezäunt oder auf Pfähle gekoppelt halten.

Für die Regentage soll doch ein Dach über dem Kopfe sein. Die Mannschaft nahm in den schlichten Baracken Quartier, die Kanzlei, Küche samt den Fassungswägen erhielten in einem Hause am Eingang des Dorfes eine gute Unterkunft. Die Offiziere suchten in einem Lienzener Hotel ihr Quartier.

Am nächsten Morgen hieß es schon um sechs Uhr früh vor der Mannschaftsbaracke antreten. Der Chef unserer Batterie erhielt vom Stadtkommandanten Befehl seine Mannschaft zu belehren: über die Bedeutung der Feldausbildung im Hochgebirge gegen den italienischen Feind, der so hartnäckig in seinen Stellungen sitzt und alles daransetzt unsere schon so ermüdeten Kämpfer zu vernichten. Eine eigene Offensive der Truppen kann kaum mehr durchgeführt werden. Die wichtigste Aufgabe ist, unsere Stellungen zu halten, dem Feinde große Verluste bereiten, vielleicht wird er eher kampfunfähig. Von jedem Mann muss noch viel verlangt werden, damit er diesen Strapazen und Entbehrungen gewachsen ist. In den Reihen unserer Kameraden war wohl kaum solche Stimmung mehr vorhanden, die für diesen bevorstehenden Einsatz notwendig ist.

Vorerst musste an die Wiederinstandsetzung der Quartiere und Fertigstellung des begonnenen Stalles gegangen werden. Für mich hatte man besonders viel vor. Zuerst soll ich für die Kanzlei Tische, Stühle und Stellagen anfertigen, aber wo und womit? Zu diesen Arbeiten benötige ich unbedingt den nötigen Werkzeug und auch eine Hobelbank. In den Nachbarhäusern erkundigte ich mich, ob im Ort eine Tischlerwerkstätte sei, oder jemand wäre, der im eigenen Haus diesen Werkzeug und Hobelbank besitzt, bei dem ich diese Gegenstände anfertigen konnte. Eine Tischlerwerkstätte sei wohl vorhanden, doch dort ist nicht der nötige Platz, es arbeitet ein Meister allein in einem sehr kleinem Raum. Bei der Familie Amort ist eine kleine Werkstätte, der alte Hausvater war Zimmermann in jungen Jahren. In diesem Raum könnte ich arbeiten. So ging ich halt zur Familie Amort hin und trug meine Bitte vor, die mir von ihr erfüllt wurde. Hier traf ich eine gediegene alte Tiroler Bauernfamilie; der Bauer im Alter von 73 Jahren, ein Original. Andreas Hofer Gestalt, mit seinem langen dichten Vollbart, die etwas jüngere Mutter von sechs Kindern, eine herzensgute Bäuerin, die drei Töchter hatte, namens Theresia, Katharina und eine Moidele, das jüngste Haustöchterchen. Ihrer lieben Einladung auf ein kleines Plauscherl gerne folgend, nahm ich im Herrgottswinkel der blitzblank sauberen schwarzen Kuchl, in der sich ein Herd mit offenem Feuer befand, in ihrem Familienkreise Platz. Vorerst interessierte sie meine Heimat, die Familie, Beruf und all die Kriegserlebnisse bis jetzt. Auch sie berichteten mir aufrichtig und offen von ihrer Familie, außer den Töchtern haben sie noch drei Söhne, von denen die älteren zwei an der italienischen Front stehen, der jüngste Sohn hat erst vor kurzem bei dem hiesigen Tischlermeister Unterlugauer die Tischlerlehre begonnen. Ihre Gastfreundschaft lernte ich mit dem ersten Eintreten in dieses nette Bauernhaus kennen. Das liebe Hausmutterl brachte mir gleich Milch und Butterbrot zur Jause herein und forderte mich auf, mir es recht gut schmecken zu lassen. In dieser fröhlichen Tischgesellschaft fühlte ich mich als wäre ich zu Hause bei meinen Lieben. Wenn ich nun auf einige Zeit hier bei ihnen verweilen kann, dann fühle ich mich wie im Himmel, weit weg vom Kommiss, den ich schon lange satt habe. Im Verlauf meiner Besuchszeit zeigten mir die Töchter ihre Wohnung im ersten Stock, die Wirtschaftsräume zu ebener Erde, Stall und Scheune. Hoch oben auf der Alm in 1500 Meter Höhe haben sie ihre 15 Kühe und Jungvieh, die abwechselnd die Töchter betreuen. Hunger kennen sie bis jetzt noch nicht. Wenn ich nun jeden Tag bei ihnen arbeite wird es mir immer gut ergehen, versicherte mir das liebe Mütterlein, sie gibt mir, als wäre ich ihr Leib. Sie meinte, ihre Söhne werden vielleicht auch gute edle Menschen finden, die ihnen Wohltaten erweisen. Was sie den Soldaten Gutes tut wird ihren Söhnen draußen zu Gute kommen. Ihrer guten Meinung konnte ich nur beipflichten, denn ich fand immer wieder gute Seelen, von denen ich in meinem vergangenen Soldatenleben so viele Liebestaten und auch Gaben empfang. Im Nu vergingen zwei Stunden unserer mir besonders wohlthuenden Plauderei. Ich musste unbedingt um fünf Uhr zur Befehlsausgabe erscheinen und Bericht erstatten, ob ich das Gesuchte gefunden habe. Ein kurzes „Behüt Euch Gott, morgen um sieben Uhr früh komme ich wieder“, dann eilte ich zum Lager.

Am nächsten Morgen bestimmte mich das Batteriekommando als Holzfachmann zur Besorgung des Bretterbedarfes für den Stallbau. Für die Kanzleiarbeiten nahm ich mir das trockene Material gleich im Sägewerk am Oberlauf der Drau im Wagen mit. 10m³ Schalbretter für die Dacheindeckung und Seitenschalung musste ich auf Bestellung geben, da kein Vorrat möglich ist, jeden Tag geht die erzeugte Holzware an die Frontstellungen ab. Für die Lieferung wurde eine Woche zugesagt. Am Nachmittag ließ ich das mitgenommene Holz zur Werkstätte der Familie Amort bringen. Bevor ich mit der richtigen Arbeit begann sah ich die vorhandenen Werkzeuge durch; es gab dabei viel auf meine Hand zu richten, zu schärfen und instand zu setzen.

Am nächsten Morgen verließ ich schon um acht Uhr früh das Lager und beauftragte meinen Kameraden Eckersberger meine Mittagsmenage mitzunehmen, da ich von der Familie Amort eine Einladung für Mittag erhielt und daher nicht heimkomme. Den ganzen Tag hindurch ging es in meiner neuen Werkstätte recht lustig bei der Arbeit zu. Alle Familienmitglieder besuchten mich bei meinem Werken, plauderten von Allerlei, die Zeit verging so rasch, dass es viel zu früh Abend wurde. Nach Feierabend setzten sich alle sechs Personen mit uns auf Bänke im Hofe ins Freie und erfreuten sich der so schönen Umgebung von Bergen, Fichtenwäldern und saftgrünen, bald reif werdenden blühenden Wiesen. Die gute ozonreiche Luft des nahen Nadelwaldes nahm ich in meine Lungen auf und ruhte mich hier von meiner anstrengenden Tagesarbeit und dem langen Bahntransport im neuen Freundeskreis reichlich aus.

Die ausnehmend schöne heiße Witterung beeinflusste die kommende Reife der Wiesen zum baldigen Einbringen der diesjährigen ersten Heuernte im Tale. Auf den Almen und Hutweiden erfolgte die nur einmalige Ernte im Monat August. Hier auf diesem Bauernhof liegen die Wiesen gleich hinter dem Wirtschaftsgebäude und

reichen hinauf bis zum Saum des duftenden Fichtenwaldes. Die Einbringung der Heuernte bereitet hier wohl keine übergroße Anstrengung, hingegen auf der Alm ist sie sehr mühselig.

Bis Samstag Mittag verbrachte ich die Tage mit der Anfertigung meines erhaltenen Auftrages im Hause Amort. Ich wünschte uns nur recht lange bei dieser Familie bleiben zu können, so liebevolle Aufnahme fand ich hier. Mit Worten kann man es nicht schildern, welche Fröhlichkeit in mein Herz kam, bei so lieben guten Menschen sein zu dürfen. Für Sonntag vereinbarte ich mit den Haustöchterleins mitsammen zur heiligen Messe in der Lienzer Pfarrkirche zu gehen.

Im Lager erbat ich mir beim dienstführenden Feuerwerker einen Ausgang für den ganzen Sonntag bis elf Uhr nachts. Zu meiner Freude erhielt ich ihn sofort. Schon früh morgens eilte ich nach dem Frühkaffee hinüber zur Familie Amort, wo mir noch ein kräftiges Frühstück gereicht wurde. Katharina und das Moiderle erschienen in ihrer Original Pustatalertracht, im langen schwarzen Rock, kurzes bunt gesticktes Samtleibchen, weißes Bluserl mit langen Ärmeln, hellblaues Schürzerl, am Kopf ein schwarzes Girardihütchen mit langen, breiten schwarzen Bändchen zum Kirchgang bereit. Resi, die auf der Alm das Vieh betreute konnte dieses Mal nicht mit uns in den Gottesdienst gehen. Bei herrlich schönem Sonntagswetter gingen wir drei am frühen Morgen in die Stadt zur Kirche. Seit meinem letzten Heimaturlaub besuchte ich nun wieder ein schönes, in gotischem Stil gehaltenes Gotteshaus mit dem bekannten Tiroler Spitzturm. Viel betendes Volk der Stadt und Umgebung füllte die reichlich mit bunten, duftenden Blumen geschmückte Kirche bis auf den letzten Platz. Ein Priester zelebrierte eine heilige Segenmesse, das Volk sang hierzu sehr andächtig und würdevoll die Deutsche Messe von Schubert. Eine nach dem Sonntagsevangelium gehaltene Predigt konnte sich jeder wohl zu Herzen nehmen. Auch viele Soldaten nahmen an diesem Sonntagsgottesdienst teil. Am Kirchenplatz trafen sich dann viele Freunde und Bekannte auf ein kleines Plauscherl. Besonders die Bauernfamilien der Umgebung pflegten dieses alte Herkommen. Die einheimische Tracht der Pustataler gefiel uns Soldaten aus den anderen Kronländern besonders gut. Ein Großteil von ihnen sahen zum ersten Mal das viel besungene schöne und heilige Land Tirol und lernte hier das biedere kaisertreue Bergvolk kennen.

Meine zwei Begleiterinnen trafen am Kirchenplatz einige Freundinnen aus Umlach und unterhielten sich mit ihnen hernach im Gasthaus zur Traube bei einem kleinen Imbiss. Für mich gab es hier im lieben Kreise der Tirolermädchen mit ihrem so wohlklingendem Dialekt besonders schöne Stunden. Eine Stunde vor dem Mittagessen kehrten wir nach Tristach zurück.

Beim festlichen Mittagstisch im Herrgottswinkel der schwarzen Kuchl bot die Hausmutter alles auf, um den mitgebrachten Hunger und Durst zu stillen. Es gab gute Suppe, Schweinsbraten mit Nockerl, Salat und Kirschenkuchen als Mehlspeise. Zum Trunk reichte das Moidele Wein und Fruchtsaft. Für Unterhaltung sorgte der gute und lustige Hausvater mit gediegenen Scherzen und Berichten aus seiner harten Jugend, der aktiven Militärdienstzeit und dem Leben in der guten alten Zeit vor dem Jahre 1914. Für Nachmittag schlug das Moidele einen Ausflug zur Alm vor, um Therese vom Sennendienst abzulösen. Zum ersten Mal in meinem Leben durfte ich nun hinauf auf die luftigen Höhen der Almen, wo man, frei von allen Sorgen, in der Gottes schönen Natur lustwandeln kann. Ein solch freudiges Erlebnis ersehnte ich mir schon lange von meiner Jugendzeit her, als die schönen Ganghofererzählungen von mir mit großer Vorliebe gelesen wurden. Heute geht nun mein Wunsch in heller Freude in Erfüllung. Die lieben Mädchen verstaute im Rucksack die notwendigen Lebensmittel für die kommende Woche. Wir drei jungen fröhlichen Wanderer machten uns auf den weg, der sehr steil und steinig hinauf zur Sennhütte der Amortalm führte. Durch jungen, nach Harz duftenden Fichtenwald ging es über mit vielen Alpenblumen übersäte Wiesen, dem steilen Almsteig entlang, vorerst zu einem großen Heuschupfen, vorbei an einem mit unzählig rosarot blühendem Almrausch bedeckten Berghang, hin zur Alm, wo man schon das Muhen der weidenden Kühe und des Jungviehes von weitem vernahm. Schwester Therese stand eben im Eingang der aus Naturstämmen gezimmerten Sennhütte, als wir unser Ziel erreichten. Sie war sichtlich über unseren unerwarteten Besuch sehr erstaunt und hieß uns herzlich willkommen hier oben in dieser so herrlichen Bergwelt der Lienzer Dolomiten. Resi's Willkommensgruß auf der Alm galt vor allem mir, dem neuen Bergsteiger im Soldatenkleid. Auf dem Bankerl vor der Sennhütte nahmen wir nun Platz, um von diesem steilen Aufstieg ein wenig auszuruhen. Im Wiesengrunde der Alm stand vor uns ein Brunnen mit einem von übergroßen Huflattichblättern umsäumten Wassertrog, bei dem sich eben einige Jungtiere den Durst löschten. Im Hintergrund erhob sich die wunderschöne Bergkette mit den schroffen Zinnen der ersten Höhen in den östlichen Dolomiten und anschließend der Gailtaler Alpen. Von hier aus genießt man einen herrlichen Anblick der mit so vielen Naturschönheiten reich gesegneten Bergwelt. Hoch oben auf der Alm schlägt einem Erstbesteiger das Herz wirklich höher, man fühlt sich in Gottes freier Bergnatur als der glücklichste Mensch auf Erden.

Die Außenwände der Sennhütte und des anschließenden Viehunterstandes hatten die sengenden Sonnenstrahlen in den vielen Jahren ihres Bestandes dunkelbraun gebrannt und teilweise schon stark ausgewittert. Viele blank gewaschene Steine sah man auf dem Dache liegen, die bei Sturm den festen Halt geben sollen, um nicht von ihm hinweg gefegt werden zu können.

Im Inneren der Sennhütte gab es eine primitive Liegestatt, ein reichlich mit Blumen geschmücktes Herrgottswinklerl mit roh gezimmerter Eckbank, Tisch und Stühlen, ein gemauerter Herd mit offenem Feuer, einen Fußboden aus gehackten Halbstämmen, zwei Fenster mit Holzläden, davor Blumenkisterl mit roten Tirolernelken und Belagonien mit scharlachroten Blüten.

In einer Nebenkammer standen große Milchkannen, Melkeimer, Butterfass und derlei Dinge für die Milchwirtschaft. Hier gab es für die Sennerin, außer der Betreuung des Viehstandes reichliche Zusatzarbeit. Der Unterstand für das Vieh konnte 25 Rinder bei Nacht und Schlechtwetter ein Dach über dem Kopfe geben. Die Almwiesen umfassten eine Fläche von zirka dreißig Joch und waren auf gefährvollen Stellen eingezäunt. Während des Tages benötigte das Vieh wenig Betreuung, zur Melkzeit jedoch am Morgen und am Abend hätten zwei Senner genug zu tun. Die jungen Amortmäderl verrichteten jede allein diese große Bürde an Melken und Milch zentrifugieren. Jeden Tag kam vom Tal ein Karrenwagen und brachte Milch, Käse und Butter, je nach Vorrat, nach Tristach ins Elternhaus.

Resi beeilte sich nach all den Besichtigungen eine kräftige Jause zu bereiten, um uns hernach in der gemütlichen Ecke bei kühler, saurer Milch, Butterbrot und Speck zu stärken. Jedem schmeckte dieser nahrhafte Imbiss außerordentlich gut. Für mich galt dies als besonderer Leckerbissen. Besonders der gute Geschmack der Almmilch und der aus ihr erzeugten Butter war einmalig.

Im lustigen Kreis der lieben Amorttöchterleins fühlte ich mich besonders wohl hier oben auf der Alm. Resi holte ihre Zither zum Tisch und stimmte ein schönes wohlklingendes Tirolerlied an, das alle drei Mädchen zweistimmig zum Besten gaben. Auch ich setzte mich ans Instrument und spielte Wiener Lieder, zu denen ich auch nach alter Soldatenart sang. Über zwei Stunden verweilten wir in bester Laune und guter Stimmung in der Sennhütte auf diesem so schönen Platzerl auf der Alm in Tirol. Das Melken am Abend besorgten alle drei Mädchen, damit Katharina heute entlastet wurde. Schweren Herzens musste wieder an den Abstieg gedacht werden, denn es nahte schon der Sonnenuntergang, hier im Gebirge etwas früher als bei uns daheim. Resi, das Moidele und ich sagten dem Schwesterlein Kathi gute Nacht und wünschten Wohlsein für die kommende Woche ihres Sennendienstes und stiegen nun wieder ins Tal hinunter zum Elternhaus. Hier erwarteten uns schon mit Sehnsucht Vater und Mutter Amort, die das Nachtmahl für uns alle vorbereitet hatte. Bei Tisch erzählte ich mein heute so freudevolles Erlebnis und dankte allen für die so liebevolle Aufnahme und Mitwirken an dem Zustandekommen der heutigen Wanderung in die Berge. Um elf Uhr nachts kehrte ich in das Lager zurück und schlief, ohne zu erwachen, bis zur Tagwache um fünf Uhr früh.

Die Anfertigung der Kanzleimöbel benötigte noch die ganze folgende Woche. Am liebsten hätte ich noch im hause Amort verbleiben wollen, doch benötigte man mich schon sehr dringend beim Stallbau im Lager. Hier hieß es vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein schuften bei sehr karger magerer Verpflegung, wie leerer Kaffee am Morgen, zu Mittag eine leere Suppe, höchstens Maisgries eingerührt, kaum zum Sehen, Fleisch fünf Deka, Dörrgemüse ohne Fett, dafür viel Sand, Abends wieder leerer Kaffee, Brot pro Mann und Tag 15 dkg, meist mit Kastanienmehl zur Hälfte gemischt, sehr bitterer Geschmack. Trotz sehr anstrengender Tagesleistung teilte man mich ab neun Uhr abends noch zusätzlich jede dritte nacht in den Lagerwachdienst ein. Die Folge war die Erschöpfung des Körpers; so ging es volle drei Wochen hindurch. Nur einen Sonntagnachmittag gab man uns zur Reinigung der Leibwäsche frei. Meine Wäsche reinigte mir das Moidele und setzte sie wieder instand. Für ihre Mühe fertigte ich im Hause kleine Gegenstände und einen Koffer an. An diesem freien Nachmittag unternahmen fünf Kameraden und ich bei strahlendem Sommerwetter einen Ausflug zum Tristacher See, der mitten in einem kleinen Kessel lag. An drei Seiten des Ufers umsäumte ein junger Fichtenbestand den See. Am Südufer ragte eine steile Felswand zum Himmel empor. An dieser Stelle gab es keinen Fußweg, nur Wasser und die Steinwand. Der gepflegte Karrenfußweg führte nur vorerst zu einer aus Holz bestehenden Halle mit den verankerten Booten. Unweit davon führte eine ältere Frau eine kleine Gastwirtschaft, in der nur Sonntag Nachmittag Erfrischungsgetränke und kalte Speisen zur Jause und Nachtmahl geboten wurden.

Unsere Kameradschaft nahm in drei Booten Platz. Je zwei Mann in einem Boot ruderten hinaus in die Mitte des Sees. Kamerad Eckersberger, ein guter Schwimmer, nahm vom Kahn aus ein kaltes Bad und schwamm eine lange Weile von einem Ufer zum anderen. Unser Kahn glitt durch leichte Ruderschläge auf den dunkelgrünen Wogen den ganzen See aus und ließen uns dabei von den warmen Sonnenstrahlen die Haut bräunen. Volle zwei Stunden verbleiben wir im Boot, niemand dachte an ein Aussteigen, so gut gefiel uns die so seltene Erholung und Unterhaltung, frei sich fühlen können, weg vom Zwang des eisernen Muss bei Militär. Um vier Uhr Nachmittag kehrten wir in das Bootshaus zurück, noch ein Rundgang im grünen duftenden Fichtenwald längs des nördlichen Seeufers, dann kehrten alle schon gerne ein, in das freundliche Stüberl der Wirtin, auf eine kleine Jause. Hier fand sich Jung und Alt in herzlicher Fröhlichkeit zusammen und verbrachte schöne vergnügte Stunden. Für die Lienzer Stadtbevölkerung bot dieser so ruhige Ausflugsort und die so reizende Umgebung nach des Tages Müh und Plag eine wahre Erholung. In trauter Gesellschaft mit anwesenden Gästen vergingen zwei Stunden, niemand wollte an den Heimweg denken. Es musste aber doch aufgebrochen werden. Beim Abschied nahmen wir uns vor recht bald wieder zu kommen, wo es doch so gemütlich war. Meine Meinung, am Anmarschweg wieder hinunterzugehen, teilten die anderen nicht, sondern wollten unbedingt einen anderen Abstieg unternehmen. Ich warnte sie noch vor unüberlegter Schritte. Hier im fremden Berggebiet bedarf es besonderer Vorsicht. Nach kurzem Wandern hörte der beschrittene Waldsteig auf. Es musste an den Abstieg zum normalen Weg geschritten werden. Meine Weisung, nicht alle auf ein Mal die gleiche Wasserrinne beim Abstieg zu benutzen, wollte niemand für notwendig halten. So ging Eckersberger vorsichtig voraus und bemühte sich eine günstige Stelle für seinen Abstieg auszusuchen. Die anderen folgten ihm nach, zum Schlusse ging ich. Eckersberger war schon zirka zehn Meter in der Rinne abgestiegen als ein anderer Kamerad auf seine Fährte folgte. Ich stand noch oben, ohne mich vorzudrängen, sah ich den beiden beim Abstieg zu. Was musste ich

sehen? Der obere Mann trat auf ein loses Steingerölle, das sich beim Auftritt löste und den Mann samt Eckersberger in die Tiefe riss. Beide kollerten zirka 25 Meter in der Wasserrinne hinunter, bis sie am ebenen Waldboden im Heidelbeergesträuch bewusstlos liegen blieben. Kameraden eilten zum Bootshaus zurück, liehen uns im Wirtshaus Säge und Hacke aus und eilten auf dem guten Weg zur Unglücksstelle, wo sofort an die Bergung der verwundeten Kameraden geschritten wurde. Beide erlitten Kopf- und Beinverletzungen, hatten das Bewusstsein noch nicht erreicht. Zwei Kameraden besorgten Äste und Reisig, fertigten zwei Tragbahren an, auf diese die Verwundeten gehoben, die wir vier Mann ins Tal hinunter trugen. Zur Vorsorge nahm ich die Brieftaschen und die anderen Habseligkeiten aus beiden Blusen und Hosentaschen zu mir bis zur Übergabe ins Spital. Unsere Sanitätsabteilung überführte sofort beide ins Reservespital Lienz. Der Familie Amort stattete ich noch in später Abendstunde einen kurzen Besuch ab und berichtete ihnen über den heutigen schönen Ausflug zum Tristacher See und hernach das Missgeschick von Eckersberger und dem anderen Kameraden. Die ganze Familie zeigte innige Anteilnahme an diesem schweren Unglück und ließ beiden recht baldige volle Genesung wünschen.

Im Lager hieß es weiter schwere Arbeit leisten, damit die Pferde endlich unter Dach gestellt werden können. Nägel, Schrauben, Beschläge und Glas musste auf der Materialausgabestelle in Bozen bezogen werden. Hierzu wurde ich beauftragt, selbiges dort abzuholen. Mit einem Trainwagen fuhr ich längs des Pustatales über Sillian, Innichen nach Toblach, von hier längs der Rienz nach Bruneck, über Mühlbach nach Brixen, längs des Eisacktales nach Bozen zur Abgabestelle. Am späten Abend des ersten Tages erreichte ich Bruneck, woselbst unter freiem Himmel im Wagen Nachtquartier bezogen wurde. Frisch und munter erwachten wir schon um vier Uhr früh, besichtigten noch die alte Stadt und ihre schöne Landschaft begeisterte uns beide sehr. Um sechs Uhr setzten wir die Weiterfahrt nach Bozen fort. Im Süden der Uferstraße der Rienz erhob sich das massige Bergmassiv des Monte Cristallo, 3199 Meter hoch, vor diesem bei Innichen führte die Serpentinstraße nach St. Stefan, bei Toblach zweigt die berühmte Bergstraße nach Schludersbach zum Monte Cristallo ab. Zwischen diesen Hauptverkehrsstraßen liegt der heiß umstrittene Bergabschnitt: Dreischusterspitzen – Drei Zinnen – Elferkogel – Zwölferkogel. Um die Mittagsstunde erreichten wir die wunderschön am Zusammenfluss der Rienz – Eisack gelegenen Stadt Brixen, mit dem Bischofssitz und Kloster. Eine kleine Rast und Fütterung unserer so angestregten Pferde musste unbedingt eingeschaltet werden, um unser Ziel Bozen noch am Abend zu erreichen. Mann und Pferd erhielten hier in Tirol sehr wenig Verpflegung, daher schwand die Lebenskraft von beiden immer mehr, doch Anstrengung im Dienste und Arbeitsleistung verlangte man vom höheren Kommando immer noch mehr, daher entstand bei der Mannschaft hierüber schon Unmut, denn Hunger den ganzen Tag bei übergroßer Anstrengung leiden und keine Ruhe haben können, dies schien schon der Anfang vom Ende zu sein.

Am späten Abend erreichten wir Bozen und konnten in einem Barackenlager die schon so ersehnte Nachtruhe erhalten. Schon um sieben Uhr früh erhielt ich mein Material, doch erst am Nachmittag dachten wir beide an die Rückfahrt. Die freiwillig genommene Freizeit verwendeten wir beide mit der Besichtigung der altbekannten Stadt Bozen, wo unterhalb der Stadt die Eisack in die Etsch mündet. In diesem Juwel vom schönen Südtirol wanderten wir zwei von einem Ende zum anderen. Alle sehenswürdigen Kostbarkeiten an Kirchen, Plätzen und Straßenzügen suchten wir auf und konnten uns nicht genug sattsehen. Am Obstmarkt vergönnten wir uns so manche seltenen Obstsorten, die um billiges Geld reichlich zum Kauf angeboten wurden.

In einem im gediegenen Tirolerstil gestaltetem Gasthof kehrten wir zur Mittagszeit ein und fanden in einheimischen deutsch sprechenden Stadtbewohnern liebe nette Gesellschaft und ließ mir von ihnen ausführlichen Bericht über die Stadt, deren Bewohner und auch über den Frontverlauf geben. Unter anderem kamen wir mit einem gediegenen Tiroler Bauern auf die allseits bekannte Dolomitenhochstraße zu sprechen. Dieser alte Bergwanderer führte uns im Geiste hinauf zum Karapass, Karasee, vorbei an der Rosengartengruppe, Pordoi, Sellajoch, Grödnerjoch, Corvara im Cadesbachtal, St. Leonhard nach St. Lorenzen an der Rienz bei Bruneck zurück ins Pustatal. Diese so reichlich mit herrlichen Hochgebirgslandschaftsbildern gesegnete Bergwelt gibt jedem Bergwanderer einen Hochgenuss und ein stets freudevolles Erinnern in späteren Jahren. So ein einmaliges Hochalpengebiet muss man selbst ein Mal durchwandern, dann kann man erst von dem Gesehenen sich ein klares Bild machen. Begeistert hörten wir beide unserem Vortragendem zu und es tat uns wirklich herzlich leid auf der so wundervollen Hochalpenstraße unsere Rückfahrt nicht durchführen zu können. Dieser Abschnitt gehört zum Frontgebiet, daher dürfen nur Frontfahrzeuge mit Nachschubgut fahren. Vielleicht gibt es nach diesem schweren Völkerringen im tiefen Frieden die Möglichkeit das schönste Gebiet der Dolomiten zu durchwandern oder mit einem Fahrzeug, das uns durch dieses einmalige Hochalpenparadies führt, zu durchfahren.

Um drei Uhr nachmittag traten wir die Rückfahrt auf der gleichen Straße an, kehrten nach zweimaliger Nächtigung gesund und wohlauf zu unserem Lager in Tristach zurück.

Die Arbeit am Stall- und Barackenbau ging mit Riesentempo weiter. Die Verpflegung wurde immer weniger und schlechter. Drei Wochen hindurch gab es wenig Ruhe; auch Sonntag hindurch hieß es am Dach arbeiten. Bei großer Hitze musste jeder von uns am Lagerausbau schuften. Noch nie gab es in einer Einheit im Etappengebiet solche Behandlung seitens der Offiziere wie hier. Daher der zunehmende Abgang von Mannschaftspersonen mit Erschöpfung und Unterernährung ins Spital.

Eines Abends überkam auch mich eine Schwäche im ganzen Körper und Kopfweh, ich ahnte wohl, so kann es bei mir nicht weitergehen, daher meldete ich mich beim Sanitätsfeuerwerker zur Marodervisite für den nächsten Morgen.

Von unserer Ersatzbatteriemannschaft marschierten zwanzig Mann ins Krankenrevier. Eine drückende Schwüle schon am frühen Morgen trug dazu bei, die Kranken noch mehr der Erschöpfung zuzuführen. Ein, eine halbe Stunde dauernder, mühsamer Marsch musste von uns Kranken gemacht werden, bis wir unser Ziel, das Krankenrevier, erreichten. Was fanden wir hier vor? Ein mittelgroßes Zimmer mit sehr primitiver Einrichtung, roh gezimmertes Pritschenlager, ohne Strohsack, ohne Decke, wie auf einer sehr alten Wachstube, von Sesseln oder Bänken keine Spur. Bei hundert Mann fanden sich hier zur ärztlichen Untersuchung ein. Im Raum selbst standen dreissig Mann, auf der Pritsche konnten einige Schwerkranke ein Notlager finden, bis sie zum Arzt vorgeführt werden konnten. Schon eine ganze Weile standen wir in diesem Raum, in dem schon so manche schwache Kameraden bald keine Luft mehr bekamen, voll Ermüdung in diesem so schwülen, sauerstoffarmen Zimmer ausharren mussten, bis sie zum Arzt vorkommen konnten. Unter diesen Männern war auch ich. Über eine volle Stunde stand ich auf einer Stelle, die Füße wollten mich nicht mehr tragen, von einem Fuß auf den anderen stützte ich mich noch ein wenig, mit dem Rücken an die Wand gelehnt und ins Leere der Zimmerdecke geschaut, bis mein Name gerufen wird. Zu dem kam es nicht mehr. Es begannen meine Augen zu flimmern an, dann wurde es schwarz vor mir, ich fühlte nur mein Zusammensacken auf den Boden. Das Bewusstsein schwand von mir. Was dann mit mir geschah erfuhr ich erst im Reservelazarett Lienz nach einigen Tagen, als mich unser Sanitätsfeuerwerker besuchte. Er erzählte mir kurz, der Arzt untersuchte mich nur flüchtig und wies mich sofort ins Lazarett ein. Wie ich hier im Spital erwachte, saß ich im Bad zur Reinigung. Die Haare am ganzen Körper waren bereits ganz kurz geschoren, die Montur und Wäsche zur Entlausung gebracht. Von einem Krankenwärter wurde ich auf einen Krankenwagen gelegt und in das Zuwachszimmer, in dem 36 Betten standen, überstellt. Hier fand ich in der ersten Bettreihe eine gute wohlverdiente Liegestatt. Einem Kapuzinerpater oblag die Betreuung dieser neu eingelangten Kranken in der internen Abteilung. Wie wohl fühlte ich mich nun wieder einmal, nach geraumer Zeit in einem reinem und wichen Bett mich ausruhen zu dürfen. Einige Wochen werden mich jetzt von dem eisernen Zwang und Drill verschonen. Mein Betreuer, Bruder Josef, ein sehr lieber guter Mensch, ließ nichts unversucht, mir nur Gutes zu tun und auch zu geben. Zum Mittagessen erhielt ich I. Diät, Milchspeisen, Mehlkoch und Zwieback. Mein Magen musste schon am ersten Tag auf sehr leichte Kost gestellt werden, damit ich bei völliger Bettruhe langsam Erholung finden kann. Bei der Abendvisite frug mich der diensthabende Arzt nur flüchtig: „Mit welcher Krankheit hat man mich hierher ins Lazarett gebracht?“ Meine Antwort lautete nur kurz: „Infolge übergroßer Anstrengung und zu langer täglicher Beschäftigung bei meiner Truppe trat bei sehr karger Verpflegung völlige Erschöpfung ein“. „Nun gut, morgen kommt der Chef der internen Abteilung, Herr Oberarzt Dr. Pollak, der wird dich genau untersuchen, alles Notwendige verordnen.“

Die erste Nacht im Lazarett schlief ich ohne Erwachen durch, so wohl fühlte ich mich hier. Am frühen Morgen weckte mich Pater Josef, lüftete den Schlafraum, hernach begann er die Frühtemperatur aller Patienten zu messen. Jeder von uns Kranken wurde über sein Befinden von ihm befragt. Hatte jemand Schmerzen oder irgend ein Unbehagen, so bemühte sich unser rühriger Betreuer sofort Linderung oder Abhilfe zu beschaffen.

Um sieben Uhr früh kam das Frühstück, Milchkaffee und zwei weiße Weckerl. Die Morgenvisite erfolgte in unserem Krankensaal um zehn Uhr. Herr Oberarzt Dr. Pollak, Leiter der internen Abteilung, und eine Zivilfrau in mittlerem Alter als Schreiberkraft traten zu einem, in der Mitte des Raumes stehenden Tisch, und nahmen gemütlich Platz. Vorerst kamen alle neu angekommenen Kranken zur Untersuchung. Als Erster sollte ich im Adamskostüm zur Untersuchung zum Tisch vortreten. Pater Josef wollte mich zur Untersuchung vorführen, doch ich ging ihm nicht mit, ich hatte große Hemmung nackt vor diese Frau zu treten. Wie der Arzt dies bemerkte, ging er selbst zu mir zum Bett und frug mich in tschechischer Sprache wie ich heiße und von wo ich bin. Ich antwortete ihm im Wiener Dialekt folgendes: „Herr Oberarzt, ich bin doch kein Böhm sondern bin von der Kremsergegend, aus Niederösterreich!“ Als er dies vernahm meinte er: „Von wo bist du also wirklich her? Ich bin Wiener und kenne die Wachau sehr gut. Bin schon einige Male dort gewesen“. Als ich ihm meinen Heimatort Gföhl nannte war er besonders erfreut, denn auch dort war er schon ein Mal und lernte uns Waldviertler im guten Sinne kennen. Mit diesem kleinen Plauscherl gewann ich schon seine Gunst und wurde sogleich in ein kleines Krankenzimmer überstellt. Ich musste ihm dort all meine Schmerzen und die ganze Vorgeschichte angeben, hernach untersuchte er mich sehr genau und meinte zur Schreiberin: „Diesen Jungen gebührt längerer Aufenthalt hier im Lazarett und besonders gute Verpflegung, denn sein Körpergewicht von 53 kg muss sich wieder auf das Normale heben. Vorerst bekommt er erste Diät, Milch und sehr leichte Speisen auf vierzehn Tage. Wenn sich wieder Appetit einstellt bekommt er die II. Diät.“

Das Ergebnis der Untersuchung bereitete mir volle Genugtuung. Mein Aufenthalt im Lazarett schien auf längere Zeit für meine Genesung und Erholung gesichert. Wie glücklich war ich hier, los zu sein von den in letzter Zeit ertragenen Schikanen. Kein Gedanke kam mir mehr an das Lager.

Von Tag zu Tag merkte ich, es geht mir wieder besser. Die unbedingte Bettruhe, sorgenlos zu sein, eine liebe Behandlung und gute reichliche Verpflegung half mir wieder auf die Beine. Recht nette Zimmerkameraden sorgten für Zerstreuung; jeder erzählte von Zuhause und vielen selbst erlebten Frontgeschehen. Zeitlang war keinem. Unser Kapuzinerpater kam des Tages einige Male zu uns herein, unterhielt sich ausgezeichnet in unserer Gesellschaft, dabei berichtete er uns über so manche interessante Begebenheiten aus seiner Heimat Rovereto. Er sprach deutsch und italienisch perfekt. Jeder von uns liebte ihn sehr, besonders seine Herzensgüte fühlten wir wie Balsam auf unserer, durch die barsche, grobe Behandlung in den letztvergangenen harten Wochen im Tristacher Lager, gekränkten Seele.

Von Zeit zu Zeit besuchte uns Herr Oberarzt, erkundigte sich über unser Befinden. Hatte immer liebe gute Worte für jeden von uns Vieren. Nach vierzehn Tagen verspürte ich schon merkliche Besserung meines Leidens; der Appetit stellte sich wieder voll ein. Bei der nächsten Morgenvisite bat ich um die II. Diätverpflegung, die mir sogleich bewilligt wurde. Wie schmeckte mir diese Genesungskost. Es gab zum Frühstück Kakao mit zwei weiße Weckerl, ein Ei oder Marmelade. Mittagmahl immer Braten mit reichlicher Beilage, Mehlspeise und ein Vierterl Rotwein. Abends meistens kalt wie: Wurst, kaltes Bratenfleisch, Käse, Tee oder Milchkaffee und Schwarzbrot. Anfangs konnte ich diese große Portionen nicht ganz aufessen. Den Rest erhielten meine Zimmerkameraden. Bald konnte ich wieder auf Stunden das Bett verlassen. Die Ruhe und die guten nahrhaften Mahlzeiten halfen mir wieder auf die Beine.

Im Garten konnte man spazieren gehen, sich auf Bänken ausruhen, nebstbei die so wunderschöne Dolomitenbergwelt bewundern.

Ausgang in die Stadt gab es vorläufig noch nicht. Die Witterung war immer heller Sonnenschein und warm, sogar des Öfteren zu heiß.

Nach fünfwöchentlichen Spitalsaufenthalt kam wieder der Herr Oberarzt in unser Zimmer um Nachschau zu halten, ob wir vier schon auf den Beinen stehen. Jawohl, alle meldeten sich beim Bett stehend als frisch und munter. Unter anderem richtete er an Kamerad Halberstatt die Frage, ob er eine schöne Handschrift habe. Dieser kam nicht zum Antwort geben, denn ich meldete mich sofort: „Ich habe eine schöne Handschrift, ich wolle mich sehr gerne für schriftliche Arbeiten in der Kanzlei oder irgendwo anders zur Verfügung stellen.“ Eine Schriftprobe genügte und schon gab er mir meine neue Verwendung bekannt: Bei der Morgenvisite muss ich mit ihm gehen, die Namen der neu angekommenen Kranken, Regiment, Alter, Krankheit, Arznei und Diät in Druckschrift mit einer Holzfeder in flüssiger Kreide auf die Kopftafeln schreiben, nachmittag eventuelle Änderung der Medikamente oder Diät durchführen. In den zwei Küchen täglich die Speisenreihenfolgen auf schwarze Tafeln schreiben. Wie groß meine Freude, Aussicht auf längeres Hierbleiben bei so guter Verpflegung und liebevolle Menschen um sich zu haben!

Am folgenden Tag begann die mir zugewiesene Beschäftigung schon um ½9 Uhr vormittag und dauerte bis sechs Uhr abends mit einer Mittagspause von zwei Stunden. Dabei kam ich auch am späten Nachmittag in die beiden Küchen und lernte dort recht nette liebe Menschen von echtem Tirolerschlag kennen. Das Küchenpersonal, die zwei Köchinnen in der Diätküche, Mannschaftsküche und ihre Helferinnen, alle in Lienz wohnhaft, hießen mich herzlich willkommen und freuten sich an dem Wechsel der Schreiber. Mein Vorgänger, ein Tscheche, Günstling des tschechischen Regimentsarztes und Spitalskommandanten, weilte schon volle neun Monate hier, ließ sich ausnehmend gut gehen, ohne eine ernstliche Krankheit gehabt zu haben. Er verblieb auch weiterhin beim Regimentsarzt als Schreiber, doch nur für die chirurgische Abteilung. Für ihn hatte niemand Sympathie, daher begrüßten alle mein Kommen für die Schreibaarbeit in der Küche.

In den folgenden vier Wochen erlebte ich bei lieben guten Menschen wohl sehr schöne und fröhliche Tage. Im Kreise des zivilen Pflege- und Küchenpersonals konnte ich mich wie zu Hause fühlen. Für den kommenden Sonntagnachmittag vereinbarte die Köchin Mizzi Kröll, wohnhaft in Lienz, Beda Webergasse 30, einen Ausflug ins reizende Iseltal hinauf, zu dem auch ich eine Einladung erhielt. Längs des graugrünen, rasch fließenden Iselflusses führte uns ein ausgefahrener Weg am linken, ansteigendem Ufer hinauf auf ein stilles Plätzchen im duftenden Wiesengrund, wo sich alle Teilnehmer gemütlich niederließen, um sich von den Tagesmühen der vergangenen Woche in Gottes freier Natur ausruhen zu können.

Im Kreise der fröhlichen Tirolerjugend konnte ich mich wirklich wohl fühlen. An gemütlicher Unterhaltung fehlte es nicht. Am Abend kehrte die gut gelaunte Ausflugsgesellschaft in das mitten in einem Buchenhochwald gelegene Gasthaus „Zur Heide“ auf ein Nachtmahl ein. Dort ging es bereits recht lustig her.

Sängerinnen und Sänger gaben mit Zitherbegleitung liebliche Tiroler Lieder, Jodler, komische Vorträge und Gstanzl zum Besten. Der anschließende Gasthausgarten, nur flüchtig mit einfachen Karbidlampen an den Naturbäumen hängend, beleuchtet, war voll besetzt mit Lienzervolk und Militär. Für uns schob man noch einen Tisch mit Sesseln ein. Für Hunger und Durst sorgte die Wirtin den Notzeiten angepasst, mit einfachen Speisen, Limonade, Sodawasser, Rotwein und ganz wenig Bier. Für uns genügte das Gebotene voll und ganz, denn der Hunger war nicht allzu groß. Dieses lustige Unterhaltungsprogramm sorgte wohl für gute Stimmung in unserer Tischrunde.

Um die neunte Abendstunde setzte eine kleine Pause ein; die Vortragenden gingen zum Nachtmahl. Diese Ruhepause benützte ich, selbst Wiener Lieder und Heurigengstanzl mit Zitherbegleitung vorzutragen. Welch Erstaunen herrschte bei meiner Tischgesellschaft als sie meine Weisen vernahm. Die Heurigenlieder gefielen besonders hier in Lienz. Niemand wollte an ein Heimgehen denken, so gemütlich verweilten alle Gäste bis ½11 Uhr. Aber jetzt hieß es Ernst machen, denn ich und auch anders Militär hatte nur bis elf Uhr Ausgang. Eine Überschreitung der Überzeit würde böse Folgen haben. Unser dienstführender Feldwebel im Spital ist überstur und bestimmt jeden, der später einrückt, zum Rapport. Schweren Herzens brachen wir nun auf zum Heimweg und um Punkt elf Uhr schritt ich durch das Tor. Kaum schloss ich die Tür in mein Zimmer erschien unser lieber Betreuer Pater Josef auf ein kleines Plauderstündchen. Meine Zimmerkameraden erwachten auch sogleich und alle fünf setzten die Unterhaltung fort. Von dem so schönen Ausflug und dem so gediegenen Erlebnis im Gasthaus „Zur Heide“ berichtete ich ihnen und jeder von ihnen hätte auch gerne dabei sein wollen. Für den

nächsten Ausflug meldeten sich die drei Kameraden sofort. Ob es hier noch ein Mal möglich sein wird ist ganz unbestimmt. Erst um zwei Uhr früh wurde es still im Zimmer. Der Schlaf kam schon über uns alle.

Schon lange wollte ich meine Anwesenheit in Tirol dazu benützen meinem Onkel Franz, den Bruder meines verewigten Vaters, einen Besuch abzustatten. Hier im Spital hoffe ich, mein Vorhaben ehestens verwirklichen zu können, denn bei meiner Truppe in Tristach bestand niemals Aussicht hierzu.

Meiner beim Rapport vorgebrachten Bitte um einen dreitägigen Urlaub nach Innsbruck für den schon lange vorgesehenen Besuch bei meinem Onkel Franz wurde Folge geleistet. Für Freitag bis Sonntag, also drei Tage Aufenthalt in Innsbruck, nebst zwei Nächte Reise gewährte mir der Spitalskommandant. Welch große Freude bereitete mir diese Urlaubsbewilligung.

Mit dem Abendzug ging die Bahnfahrt durch das Pustatal nach Franzensfeste, wo das Umsteigen in den Zug nach Innsbruck erfolgte. Eine wunderbare helle Mondnacht ermöglichte mir um die Mitternachtsstunde die freie Sicht in die unmittelbare Umgebung dieser von allen Seiten mit hohen Bergen eingeschlossene Stadt. In der naturgegebenen Talsperre befinden sich die bekannten Befestigungswerke der Monarchie gegen Italien, dem Verräter im geschlossenen Dreibund, dem heutigem Feind im südwestlichen Kriegsschauplatz. Die Fahrt ging um 1 Uhr 20 wieder weiter nach Norden, über den Brennerpass nach Innsbruck. Es brach bereits um ½5 Uhr früh bei herrlichem klaren Sommerwetter der neue Tag an. Leichter Bodennebel schwebte über der so wunderbar im weiten Inntal gelegenen, im Norden von den hohen Bergen der Nordkette umsäumten Stadt Innsbruck. Um sieben Uhr früh fuhr der Zug in den Bahnhof ein. Unzählige Urlauber entstiegen dem Zug, teilweise in Innsbruck bleibende, und die Mehrzahl die zur Weiterfahrt in ihre Heimat umstiegen.

Vorerst ging ich in die Wohnung meines Onkels, die sich in den äußersten Häuserzeilen von Pradl befand. Seine Quartierfrau wusste von meinem Kommen und zeigte eine sichtliche Freude bei meinem Eintreten in ihr bescheidenes Heim. Onkel war schon am Weg in seine Werkstätte. Ihre Begrüßung fand ich überaus herzlich. Sie führte mich in ihr schlichtes Wohnzimmer und lud mich auf ein Frühstück ein. Ihrem Einkommen entsprechend erhielt ich reichlich Kaffee mit Brot und Marmelade. Ich musste ihr kurz meine Fronterlebnisse schildern. Ihr Sohn steckt auch an der front gegen den Welschen, so wird hier in Tirol der Italiener genannt.

Nach einstündigem Plaudern verabschiedete ich mich von ihr und ging hernach in die Werkstätte der Firma Menadi, Wagenbau und Autoreparaturunternehmen. Beim Eingangstor der Schmiede blieb ich stehen, suchte unter all den vielen Arbeitern, darunter auch viele in Uniform, meinen Onkel Franz. Wen sah ich auf der Seilbank bei der Vormittagsjause sitzen? Ich ging zu ihm gleich hin, wie er eben aus einer Bierflasche einen kräftigen Zug machte. Im Augenblick, als ich vor ihm stand, war ich der festen Meinung, mein seliger guter Vater sitzt vor mir. So große Ähnlichkeit hatten diese Brüder, als wären sie Zwillinge. Unsere Freude bei diesem fröhlich Wiedersehen war unbeschreiblich. Onkel hatte in mir jetzt einen aufgeschlossenen jungen, gut adjustierten, erfahrenen Frontsoldaten vor sich. In seiner Erinnerung hingegen war ein elfjähriger Schulbub, wie er ihn bei seinem Besuch im Jahre 1907 in seinem Elternhaus sah. Damals waren 21 Jahre vergangen, seit dem Tag, an dem er von Krems an der Donau, seinen Lehrplatz, die Bayerschmiede, verließ und nach Salzburg auszog, um sein Fachwissen zu erweitern und dort seine Wahlheimat zu finden. In die so schöne Bergwelt zog es ihn schon lange. Salzburg und Tirol liebte er schon lange. Onkel Franz ging mit mir sogleich zu seinem Chef, stellte mich vor und bat um einen Tag Urlaub, um mit mir alle Sehenswürdigkeiten der Stadt zu besichtigen. Seine Bitte erhielt er vom Chef sofort erfüllt.

In seinem Stammgasthause erhielten wir beide eine gute Jause. Von dieser Stunde an begann Onkel zu plaudern bis wir uns wieder verabschiedeten. Noch nie im Leben hörte ich eine so lange Dauerrede und werde sie auch niemals vergessen können.

All sein Leben von frühester Kindheit an bis zum jetzigen Tag schilderte er mir während unserer Wanderung durch das so schöne Innsbruck. Unser erster Besuch galt der Hofkirche mit den vielen Ritterrüstungen, dem Sarkophag Kaiser Maximilian I. mit dem so wunderbaren Kunstschmiedearbeiten, hernach ging es in die Jesuitenkirche, dann zum Goldenen Dachl, auf die Maria Theresienstraße mit der Triumpfpforte. Am Abend zeigte mir mein Onkel den Westfriedhof, in dem die verstorbenen Innsbrucker Bürger in den Arkaden, mit kunstvollen Marmordenkmälern ausgeschmückten Gräften, ihre letzten Ruhestätten finden. Das Innenfeld durch gepflegte Wege in vier teile geteilt, nahm die Grabstellen aller anderen Verstorbenen auf. Viele Soldatengräber konnte man darunter erkennen. Jedes Grab zierte ein blühender Blumenstrauß, oder ist mit wachsenden Blumen geschmückt. Bei Einbruch der Dämmerung kehrten wir in Onkels Wohnung heim, wo bereits das Nachtmahl für uns bereitgestellt war. Bei Tisch sorgte Onkel noch für gute Unterhaltung und lustige Stimmung im Kreise unser drei. Um zehn Uhr legten wir uns zur wohlverdienten Ruhe.

Am frühen Morgen zogen wir beide schon hinauf auf den Berg Isel mit seinem wuchtigen Denkmal Andreas Hofer's und hielten dortselbst auf einem Bankerl ein wenig Rast. Hier auf diesem historischen Platz ließen wir uns beide den Freiheitskampf dieser Tiroler Helden im Geiste vorüberziehen und gedachten ihres Heldenmutes vor hundertzehn Jahren. Das nahe Waffenmuseum birgt die primitiven Verteidigungswaffen, die diese Helden gebrauchten, oder vom Feinde eroberten. Als Soldat empfand ich ein besonderes Interesse an all dem Gesehenen. Am Rückweg bot die vor uns liegende Stadt ein wunderbares Gesamtbild. Im Vordergrund liegt der Vorort Wilten mit seiner bekannten Kirche, in der Mitte die Maria Theresienstraße mit der Triumpfpforte, im Hintergrund die Nordkette mit „Frau Hütt“, dem Hafelekar, rechts das Brandjoch, links bei Zirl die Martinswand. Bei Betrachtung dieser herrlichen Bergwelt gab Onkel für jeden einzelnen Abschnitt einen geschichtlichen Vortrag.

Unter einem erzählte Onkel auch, seine Freizeit benütze er mit Wandern in all den umliegenden Bergen, sowie auch ins Ziller- und Stubaital.

Am Nachmittag führte mich Onkel in den grünen Stadtpark, wo viele in verschiedenen Formen angelegte Rabatte mit Rosen, Belagorien und allerlei Schnittblumen ein wunderschönes Bild boten. Hier findet jedermann Entspannung und Ruhe. Wir wanderten weiter längs des hier ruhig fließenden grünen Innflusses über eine Steinbrücke hinüber nach Mühlau, dann auf die Hungerburg. Von dem Garten einer Raststation aus bot uns die südliche Berggruppe Patscherkofel, Serlespitze, Berg Isel und alle anderen Ausläufer der rechtsseitigen Flusstäler des Innflusses ein höchst interessantes Panorama der Tiroler Bergwelt.

Bei stiller Betrachtung des mit soviel Naturschönheiten reich gesegneten Landes Tirol lernt man verstehen, wenn mein Onkel immer nur von seinen lieben Tiroler Bergen schwärmt und nicht mehr zu bewegen ist, wieder einmal in seine Jugendheimat Gföhl auf Urlaub zu kommen. Er liebt seine Wahlheimat Innsbruck, seine Bewohner über alles.

Aus seinen Berichten der ganzen Lebenszeit, hier in seinem heiligen Land Tirol, konnte ich viel Interessantes hören. Nach dem so frühen Tod seines lieben guten Vaters suchte seine um all ihre lieben Kinder so besorgte Mutter in Krems bei dem Schmiedemeister Bayer eine Lehrstelle für ihn. Kaum ein Jahr verging, starb auch sein gutes Mütterlein an einem Anfall, den sie sich beim Ausziehen der Krautrüben am eigenen Acker zuzog. Drei Wochen lag sie im Bett. Der Arzt konnte ihr keine Hilfe mehr bringen. Sie fühlte ihr Sterben nahe. Bei klarem Verstand ließ sie all ihre fünf Kinder: Johann 16½ Jahre, Franz 15 Jahre, Marin 13 Jahre, August 10 Jahre und die kleine Käthe mit 6 Jahren an ihr Bett kommen, verabschiedete sich von ihnen hier auf Erden und gab noch jedem Kind gute Worte mit ins weitere Leben als Vollwaisenkind und schloss ihre gütigen Mutteraugen für immer. Nun standen alle fünf Kinder mutterseelen allein in der nun so leeren Welt, bei ganz fremden Menschen untergebracht. Jedes Kind war auf sich selbst angewiesen, musste sich durchringen bis jedes volljährig war.

Sein Gottesvertrauen und goldiger Humor gaben ihm stets die Kraft alle Klippen und Schwierigkeiten seines Lebens zu meistern. Warum er ledig blieb, wollte ich auch von ihm erfahren. Gerne gab er mir hierüber Bescheid. Er habe ein Mädchen kennen gelernt, das anscheinend ein anständiges Leben führte und auch eine liebe Zuneigung zu ihm zeigte. Ein Jahr Bekanntschaft zeigte ihm so manches, das ihm nicht gefiel von ihr. Im zweiten Jahr kam er dahinter, dass seine Braut ihn hintergehe, mit anderen Männern flirte und allerlei lustiges Treiben führte. Daher löste er das Verhältnis mit ihr. Seit dieser Zeit fand er das Alleinsein viel schöner und braucht keine Angst mehr haben, dass es ihm vielleicht noch ein Mal so ergeht, wie bei dieser. Sein ganzes Leben war er bis heute der glücklichste Mensch in seinem Junggesellenleben.

Für sein Alter hat er auch schon vorgesorgt. Eine Stiftung für altgediente Gesellen wurde hier in Innsbruck von einer sehr sozial eingestellten Frau eines großen Unternehmens geschaffen, ein Altersheim für alte Leute in der Ing. Etzelstraße 59. In diesem Heim wollte er auch seinen Lebensabend verbringen. Schon viele Jahre hindurch zahle er einen Beitrag hierfür ein. Ich fand ihn mit seinem Dasein äußerst zufrieden. Bei den Jesuiten hörte er so gerne ihre Vorträge und Predigten, daher seine große Religionsbegeisterung. Sein ganzes Allgemeinwissen verdanke er diesem Orden.

Sonntag abends musste nun wieder schweren Herzens voneinander Abschied genommen werden. Mein Urlaub ging zu Ende. Onkel begleitete mich noch bis zum Bahnhof, dann ein Lebewohl, „behüt dich Gott, mein lieber guter Onkel Franz, bleibe weiterhin gesund, wohlauf und denke öfters an mich“. Im Zuge fand ich ein schönes Plätzchen beim Fenster, grüßte noch ein Mal, es ging nun wieder über den Brennerpass hinunter nach Lienz, wo ich pünktlich im Spital eintraf.

Meine Beschäftigung als Schreiber und Helfer bei den Visiten in den Krankenzimmern gefiel mir sehr gut. Mit Oberarzt Pollak fand ich immer mehr engen Kontakt, sodass ich fast der Meinung sein konnte, bis Kriegsende hier im Spital bleiben zu können. Mein Gesundheitszustand besserte sich von Tag zu Tag, bis zur vollen Genesung. Die gute und reichliche Verpflegung ermöglichte mein Körpergewicht von 53 kg bei Einlieferung ins Spital bis zum 15. August 1918 auf 66 kg wieder zu erhöhen.

Als wir am Morgen des Festes Maria Himmelfahrt erwachten sahen wir auf den umliegenden Bergen viel Neuschnee bis 800 Meter herunter. Eine seltene Naturerscheinung bei normaler Sommerhitze von 30 – 36 Grad Celsius. Über Nacht so ein gewaltiger Witterungsumsturz, doch nach einigen Tagen war der Schnee wieder weg.

17. August 1918. Geburtsfest Sr. Majestät Kaiser Karl's. Von der Stadtverwaltung und dem Militärkommando traf man große Vorbereitungen für eine würdige Feier. Am Festplatz, vom Hotel „Zur Traube“ bis zum Lienzerhof nahmen Behörden, Gemeindevertretungen, dienstfreies Militär und viel Zivilvolk vor einer Festtribüne, auf dem ein Feldaltar errichtet war, Aufstellung, der Bezirkshauptmann und der Militärkommandant vom Abschnitt Osttirol richteten an alle Festteilnehmer, am heutigen Wiegenfest unseres geliebten Kaisers und obersten Kriegsherrn, würdige Ansprachen. Schulkinder trugen Festgedichte und Vaterlandslieder vor. Der Männerchor des Lienzer Gesangsvereines sang ein stimmungsvolles Weihelied für diese Geburtstagsfeier. Der Stadtpfarrer zelebrierte eine heilige Feldmesse mit Ansprache, der Männerchor internierte hierzu die Deutsche Messe von Schubert.

Ich selbst stand im dritten Glied der Militäreinheit vor der Tribüne und konnte hier die so imposante Huldigungsfeier mit Freude und Achtung miterleben. Es war ja dies das vierte Mal, dass ich an einem Kaisergeburtstagsfest teilnehmen konnte beim Militär. An diese Feier anschließend führte eine Jugendgruppe der Stadtfeuerwehr, Burschen von 14 – 16 Jahren, eine exakte Gruppenübung vor, die ohne Fehler verlief und von jedermann als gute

Leistung anerkannt wurde. Mir selbst gefiel sie besonders gut, da ich doch auch ein eifriger Feuerwehrmann bin und alle Griffe einer Übung in der Gruppe genau kenne. Bei jeder Militärformation erhielt die Mannschaft eine gute Mittagsmenage an diesem Festtag und am Nachmittag frei.

Ein Besuch bei Familie Amort in Tristach war für mich schon längst fällig. Seit meinem Aufenthalt im Lazarett kam ich nicht zu ihnen. Meinen freien Nachmittag benutzte ich nun mein Versäumtes nachzuholen. Am Wege nach Tristach erfuhr ich beim Wachposten unseres Barackenlagers, dass meine Feldersatzbatterie vor Kurzem nach Italien abging, wohin wusste er nicht. Eine neue Einheit bezog das von uns aufgebaute Barackenlager und konnte hier nun sehr bequem hausen. Bei der Familie Amort traf ich das liebe gute Elternpaar, das Moiderle und Katharina bei gutem Appetit und Wohlbefinden bei der Nachmittagsjause an. Wie freuten sich alle bei unserem unerwartetem Wiedersehen. Die liebe Hausmutter führte mich zu Tisch, brachte hernach für mich ein kräftiges Jausenmahl. Im gemütlichen Familienkreise musste ich genauen Bericht von all meinen letzten Erlebnissen vom Abgang ins Lazarett Lienz bis zum heutigen Tage geben. Wie groß war die Freude aller mich wieder voll gesund zu sehen. Die ganze Familie wünschte mir glückliche Heimkehr zu meinen Lieben nach dem recht bald erwartetem Kriegsende.

Als ich mich am Rückweg ins Lazarett befand kam eben ein mit vielen Verwundeten aus der Front belegter Zug am Lienzener Bahnhof an. Begab mich sofort zum Geleisgelände um dort vielleicht bekannte Kameraden zu treffen. Von der Zugmaschine nach rückwärts hielt ich Nachschau. Beim vierten Waggon trat ein am Kopf schwer verwundeter bekannter Kamerad aus Theresienstadt ans Fenster. Mein Gruß ließ ihn aufhorchen, er fragte, wer ich wohl sei? „Korporal Redl aus Theresienstadt steht vor dir!“ „Wo kommst du her, was ist gescheh'n mit dir?“ Eine kleine Pause zu seiner Sammlung, dann begann er, wohl noch sehr benommen, mit seinem Bericht über das Furchtbare von seiner Stellung am Aufklärungsposten seiner Landwehrkanonenfeldbatterie 4 unseres Schweren Feldartillerie Regimentes 25, auf dem so heiß umstrittenen Col de Rossa. Vier Monate als Offiziersdiener bei einem jungen Leutnant versah er Dienst in dieser gefährvollen Stellung, hat viel Schauriges und sehr schwere Kampftage erlebt. In einer kleinen Kaverne, ganz vorne in den ersten Stellungen der Infanterie, hoch oben auf der unmittelbaren Bergkuppe, standen sie dem feindlichen Artilleriefeuer gegenüber. Ständiges Trommeln sollte die eigenen karg besetzten Infanterielinien sturmreif bringen, doch die Tapferkeit unserer Abwehrmänner ließ es immer scheitern, den Berg zu bezwingen. Jeder feindliche Ansturm brach in dem Abwehrfeuer unserer braven Batterien und Maschinengewehren und Einzelschüssen von Scharfschützen in sich zusammen. Wie oft mussten unsere Leute auf und davon, so arg trieb es der Italiener mit seinem Beschuss. Diesen Berg nahm er schon sehr lange zum Ziel, ihn zu erobern. Vor drei Tagen ging bei uns die feindliche Hölle los. Schon bei Morgengrauen eröffnete der Feind sein beißendes Artilleriefeuer auf unsere Stellungen und dauerte bis am Nachmittag. Ein Volltreffer auf unser Ausguckloch der Kaverne und es war geschehen. Mein Offizier tot, ich am Kopf sehr schwer getroffen, viele Kameraden der Infanterie auch tot oder verwundet. Erst bei Einbruch der Dämmerung konnten sich die Sanitätsmänner zu unserem total zerschossenen Trümmerhaufen vorwagen, um all die Verwundeten notdürftig zu verbinden. Am frühen Morgen begann der Abtransport hinunter ins Tal zum Hilfsplatz. Erst dort erhielt jeder den richtigen Verband zum Transport in ein Lazarett. Der Feind kam jedoch nicht hinauf auf sein Ziel, es folgte überraschend Ruhe auf unserem Abschnitt. Als mein guter Kamerad seinen Bericht beendete, schien er über sein erlebtes Unheil ganz gebrochen. Tief ergriffen nahm ich an seinem so schweren Unglück innigen Anteil. Wie oft stand mir Ähnliches auch schon bevor. Gott wolle es geben mich vor solch einem Schicksalsschlag zu bewahren und mich gesund heimkehren lassen. Ein kurzer Abschied von uns beiden, der Zug setzte sich zur Weiterfahrt, Richtung Villach, in Bewegung.

In der internen Abteilung fand ein Korporal, Münchner Volksänger von Beruf, schon längere Zeit gute Erholung. In seiner Freizeit suchte er Anschluss an gleichgesinnte Kameraden. In einem Feuerwerker eines ungarischen Artillerieregimentes, einem gebürtiger Budapester, und mir erhielt er die gesuchten Freunde. Jeden Tag ging unser Dreigespann bereits vormittags zum Hauptgang des I. Stockes auf und ab und dabei berichtete er von seinen Vorträgen in den verschiedenen Lokalen hier in Lienz. Im Militärkasino, wo viele Offiziere, darunter auch unser Spitalskommandant, sich täglich einfanden, trat er öfters auf. Diese Unterhaltungen dauerten natürlich immer länger als die normale Ausgangszeit für Unteroffiziere bis elf Uhr nachts, daher kehrte er oft auch erst nach zwölf in sein Zimmer zurück.

Der dienstführende Feldwebel im Spital, ein älterer Lienzener, nahm jedoch die Inspizierung nach neun und elf Uhr abends sehr genau und bestimmte jeden Fehlenden zum Rapport. Unter diesen befand sich auch unser Volksänger. Für das erste Fehlen erhielt er drei Tage Kasernarrest. Zwei Tage hindurch trat er pünktlich bei der Wache nach dem Herausblasen an und meldete sich. Am dritten Tag hielt es ihn nicht mehr im Lazarett, haute ab und sang wieder in dem Gasthofs „Zur Traube“. Dieses Fehlen trug ihm sieben Tage weitere Tage Arrest ein. Dieses Ausmaß der Strafe schien ihm viel zu lang. Aus diesem Grunde bat er uns zwei für ihn beim Rapport um Nachsicht seiner Strafe zu bitten. Laut Dienstvorschrift ist es zulässig für einen Kameraden um Nachsicht seiner Strafe bitten zu gehen. Wir beide erklärten uns selbstverständlich sehr gerne bereit ihm den Gefallen zu erweisen. Wir drei meldeten uns für nächsten Tag mit einer bescheidenen Bitte zum Rapport. Als Erster kam ich an die Reihe die Bitte dem Regimentsarzt vorzutragen. In korrekter Sprache legte ich dem Kommandanten mein Anliegen vor. In barschem Ton schrie mich dieser an: „Das gibt es nicht! Dieser Mann soll seine Strafe nur verbüßen, dass er es sich merkt, pünktlich nach Hause zu kommen.“ Auf diese Art der Abweisung war keiner von uns gefasst. Daher antwortete ich auch entsprechend; ich zitierte den Passus in den Dienstvorschriften, wo es

ausdrücklich heißt: Zwei Kameraden können die Bitte um Nachsicht einer Strafe ihres Kameraden beim Rapport vorbringen und bestritt damit die Behauptung, dass es dies nicht gebe. Auf diesen Hinweis von mir erzürnte er sehr und schrie mich an: „Kehrt euch, abtreten!“ Mein Kamerad, der Sänger, brachte persönlich seine Bitte vor; ihm ging es auch so wie mir, dem Feuerwerker nicht besser. Nun haben wir uns eine Suppe eingebrockt; abgewiesen unsere Bitte und außerdem aus dem Spital hinausgeworfen, ein jeder zu seiner Truppe an der Front oder einer Feldeinheit. Hätten wir uns zu dieser Gefälligkeit einem guten Kameraden gegenüber nicht bereit erklärt, wäre uns gewiss vieles erspart geblieben und hätten vielleicht das Kriegsende im Spital erleben können. Es dauerte nicht lange, ließ mich Herr Oberarzt auf sein Zimmer rufen, um mit mir über diese peinliche Sache zu reden. Er rief mir sehr erregt zu: „Redl, was hast du angestellt, dass du vom Regimentsarzt vom Spital hinausgeworfen wurdest?“ Ein kurzer Bericht über das Vorgefallene genügte ihn in die gespannte Lage einzuweihen. Von ihm aus wäre nie eine solche Erregung gekommen, der tschechische Regimentsarzt ritt schon von Anfang an auf mir herum, daher bot sich heute die beste Gelegenheit mich los zu werden und seinen tschechischen Schreiber wieder auf beiden Abteilungen in Amt und Würden einzusetzen. Dr. Pollak versprach mir, für mich sofort Schritte zu unternehmen, diese Verfügung rückgängig zu machen. Das ganze Pflege- und Küchenpersonal bedauerte diesen Vorfall sehr.

Herr Dr. Pollak konnte die Rücknahme der Entlassung aus dem Spital nicht erhalten. Um drei Uhr nachmittag drückte man uns bereits die Marschroute in die Hand, wir konnten gehen. Fünf Reisetage waren bei meinem Marschbefehl vorgesehen, bis zum Eintreffen bei meiner Truppe die in Mariano, Venetien, im Quartier stand. Alle drei gingen zum Bahnhof, ließen sich den Tagesstempel der Abfahrt von Lienz geben, doch keiner dachte an ein Einsteigen, sondern jeder blieb zu seinem Bedarf noch in Lienz oder ging in ein Nachbardorf zu Bekannte. Für mich kam die Pflicht zur Abfahrt sehr ungünstig, da ich eine schön furnierte Kassetten mit Intarsien für ein Namenstagsgeschenk in Arbeit hatte. Bei einem kleinen Tischlermeister in Lienz konnte ich sie fertig machen. Am vierten Reisetag überbrachte ich mein Geschenk der Spitalsköchin Mizzi Kröll in ihre Wohnung als Dank für die so liebevolle Aufnahme in ihrem Familienkreis und fürsorgliche Betreuung mit den guten und überreichlichen Mahlzeiten während meines Aufenthaltes als Rekonvaleszent im Spital. Die liebe Mizzi konnte sich nicht genug freuen und staunen, von einem fremden Soldaten mit einem so wertvollen Geschenk bedacht zu werden. Beim Abschied voneinander versprach ich auch weiterhin von mir hören zu lassen. Schweren Herzens gingen wir noch ein Stückchen Weg mitsammen, dann ein letztes Lebewohl, auf Wiedersehen oder auch nicht.

Der lieben Familie Amort stattete ich noch einen kleinen Abschiedsbesuch ab. Habe ich doch dort so viele schöne Stunden erleben dürfen und viel Liebes von allen Mädeln und dem so guten Elternpaar empfangen, das ich nie im Leben vergessen kann. Besonders schwer ging ich von dem Moidele, das mir besonders gut gesinnt war, mir viel Freude bereitet und sich um mich sorgte. Ein herzlich „Vergelt's Gott“ und vielen Dank für alles Liebe und Gute allen meinen Lieben der ganzen Familie Amort, ein „Behüt' Euch Gott“, lebt wohl, ein letzter Blick zum anmutigen Bauernhof, dann wieder fort von hier, auf die Reise nach dem Süden, dem fernen Ziel Mariano entgegen.

Am Weg zum Bahnhof bereute ich wohl meine Entgegnung dem Regimentsarzt gegenüber. Hätte ich gewusst, wie dieser tschechische Mensch, dem deutschen Untergebenen gegenüber so hart sein kann, wäre kein Wort über meine Lippen gekommen, noch würde ich mich für jemand eingesetzt haben. In Zukunft kommt so etwas nicht mehr vor. Man zieht aus dem Geschehen die Lehre. Nicht jedermann ist gleichen Sinnes, Charakter, wie man selbst ist. Wer weiß, was uns noch bis Kriegsende bevorsteht. Als erfahrener Frontsoldat muss man jede Lage meistern können.

28. August 1918.

Erstaunlich schnell verstrich die letzte Stunde meines Aufenthaltes in dem mir so lieb gewordenen Osttiroler Städtchen Lienz. Es rollte bereits der von Franzensfeste kommende Zug heran. In den überfüllten Waggons konnte ich kein Sitzplätzchen finden. Ein Schaffner erbarmte sich meiner und ließ mich in seinem Dienstabteil Platz nehmen. Indessen fuhr der Zug aus dem Bahnhof, ein kurzer Blick noch zurück in das meinen Augen entschwindende, mir so lieb gewordene Lienz, dann ging es ostwärts, dem nach Kärnten sich ausdehnenden Drautale entlang über Ober-Drauburg, Möllbrücke, Spital an der Drau nach Villach. Hier hieß es aussteigen, die dunkle Nacht war bereits gekommen. Es gab hier einen einstündigen Aufenthalt. Der nach dem Süden fahrende Zug kam vom Rangierbahnhof ganz leer in die Station. Fand in einem Seitenabteil einen schönen Fensterplatz, verstaute meinen Rucksack und sonstigen Habseligkeiten auf dem oberen Gepäckträger und lehnte mich ins Fenstereck um ein wenig zu schlafen. Um elf Uhr nachts verließ der Zug Villach in Richtung Assling. Dabei passierten wir die Kärntner Grenze bei Arnoldstein – Tarvis, weiter ging's nach Assling, Veldes am See, Woch. Feistritz ins Savetal, dann über Schwarzenberg, St. Lucia. Bei klarem Morgengrauen erreichten wir das nahe, von hohen Bergwänden eingeschlossene Isonzotal. In diesem schmalen felsigen Flussbett stürzt tosend das himmelblaue Wasser in vielen kleinen Wasserfällen vom Oberlauf hinaus bis kurz vor Görz. Die ersten Sonnenstrahlen guckten eben vom Horizont der Berge am östlichen Ufer dieses Flusses auf uns hernieder, als wir in Canale einfuhren. Dieser Ort liegt auf einem flachen Hügel in dem hier erweiterten Tal und trägt bereits südlichen Charakter. Die Fahrt ging weiter nach Plava, Salcano und Görz. Um ½10 Uhr vormittag hieß es hier aussteigen bei übergroßer Hitze. 56 Grad Celsius las ich am Bahnhof ab. Noch nie erlebte ich solche schwüle Hitze. Das Stadtbild von hier ist bereits südlich, die vielen Steinhäuser mit Flachdächern mit halbrunden Dachziegel gedeckt. Der Turm der Kirche steht getrennt von der romanischen Kirche. Die Fenster größten Teils

mit Holzbalken oder mit Schaluflügel, das Landschaftsbild geprägt von Pinien, Zypressen, Akazien, vielen Weingärten, Feigen- und Zitronenbäumen. In diesem Gebiet befand ich mich nun, wo die zwölf Isonzoschlachten so zermürbend bei Freund und Feind getobt hatten. Aus dieser Zeit habe ich noch die bekannten Berge wie Monte Santo, San Gabriele, das Hochplateau bei Konstanjevica, ferner die Podgorahöhe und Doberdohöhebene von den damaligen Frontberichten in voller Erinnerung. Jetzt bin ich nun mitten in der so zerstörten, zerschossenen, oft gewechselten Stadt Görz.

Zur Weiterfahrt per Bahn nach Cormons galt es einen Fußmarsch von einer vollen Stunde zu absolvieren. Durch die Stadt, längs des Ufers des hier sehr breiten, durch viele Schotterbänke geteilten Flussbettes des Isonzos, über die Lucinikobrücke zum Bahnhof West, von wo die Bahnlinie nach Udine führt. Die Weiterfahrt nach Cormons, meiner Endstation, konnte erst um sechs Uhr abends erfolgen, da während des ganzen Tages kein Zug von dort nach dem Westen abging. Bei dieser unerträglichen Hitze dachte ich bei Tag nicht daran einen Marsch dorthin vorzunehmen, sondern suchte im Schatten von Maulbeerbäumen etwas Rast und Ruhe. Als um vier Uhr nachmittags die Temperatur schon erträglicher schien, machte ich mich auf den Weg zum Westbahnhof. Was musste ich dort bei der Ankunft erleben?

In einem offenen Waggon eines sehr langsam zur Front fahrenden Lastzuges verbrachte ich volle drei Stunden, bis ich in Cormons um neun Uhr abends eintraf. Während der Fahrt wurde es wieder sehr kühl, sodass mein Mantel und meine Decke mir sehr gute Dienste leisteten. Cormons, eine schöne Grenzstadt, liegt am Ostende der Lombardei. Bevor ich mich auf den Fußmarsch nach Mariano begab, suchte ich noch ein Gasthaus auf, um mich ein wenig zu erwärmen, mir einen heißen Tee zu kaufen, denn es fror mich schon gewaltig, von der Fahrt im offenen Waggon. Um zehn Uhr abends machte ich mich bei hellem Mondenschein auf den letzten Fußmarsch zu meiner Einheit. Schön gemütlich ging meine Wanderung ganz allein auf der schnurgeraden ebenen Straße nach dem Süden zur Feldersatzbatterie. Um die Mitternachtsstunde erreichte ich die ersten Häuser von Mariano. Das Lager befand sich in der Mitte des Ortes in einem Körnerkasten der Nachbarherrschaft, linksseitig der Hauptstraße. Beim Wachposten meldete ich mein Eintreffen vom Spital und ließ mir ein Nachtlager anweisen. Ein Mann der Torwache führte mich in den ersten Stock zum dienstführenden Feuerwerker. Dieser wurde geweckt und wer stand vor mir? Unser bekannter Feuerwerker Wagner aus dem Kaderlager Theresienstadt. Groß war unsere Freude wieder beisammen zu sein. Für meine hiesige Verwendung versprach er mir nur einen guten Posten. Vorerst musste ich endlich zur Ruhe gehen. Ein gutes Bett erhielt ich bei Fwk. Wagner und konnte bis acht Uhr morgens schlafen. Beim Rapport meldete ich mein Einrücken vom Spital. Beim Arzt bat ich um vierzehn Tage dienst- und beschäftigungsfrei, die ich ohne weiteres erteilt erhielt.

Der neue Batteriechef, Oblt. Marmorek, ein Tscheche, schien mir nicht besonders sympathisch. Er nahm den Dienst ärger als in der Kaserne, war zur Mannschaft grob und teilte gleich Ohrfeigen auch aus. Ob ihm diese argen Verfehlungen Gutes bringen werden wird sich ja in Kürze zeigen, denn das Kriegsende steht näher als dieser ahnt. In den vierzehn Tagen Erholung ging es mir wirklich gut. Nur die Verpflegung war wenig und Brot nur 20 dkg per Tag und Mann.

In dieser Freizeit bot sich mir die Gelegenheit alle Kameraden und die Eigenheiten der Offiziere näher kennen zu lernen. Die Mannschafskameraden waren größten Teils ältere Jahrgänge und die Mehrzahl davon mindertauglich mit irgend einem Gebrechen oder organischem Leiden. Niemand konnte von ihnen noch vollen Einsatz verlangen. Für Wachdienst und leichte Arbeit wäre die gerechte Verwendung gewesen, doch der Batteriekommandant, samt seinen Offizieren, kannte kein Einsehen. Vielmehr schien es, mit diesen armen Familienvätern verschiedener Sprache wird bei sehr magerer Verpflegung Schindluder getrieben, mit ihnen wollten unsere Offiziere scheinbar den schon längst verlorenen Krieg noch gewinnen.

Der Verpflegungsunteroffizier unserer Batterie musste momentan ins Spital mit einem Herzkollaps eingeliefert werden. Fwk. Wagner bestimmte mich als Nachfolger dieses verantwortungsvollen Dienstes. Bei den Fassungsstellen in Cormons, Gradisca und Fugliano erhielt man das Wenige, das für uns bestimmt wurde.

In der Fassungsstelle Cormons erhielt man Fleisch, Brot und alle Lebensmittel, in Gradisca Tabak, Zigaretten und andere Bedarfsartikel, in Fugliano Hafer, Stroh, Heu und Melasse für die Pferde.

Auf der Fleischregie in Cormons führte ein Feuerwerker meiner Ersatzbatterie in Theresienstadt, Fleischhauemeister von Beruf, den Schlachthof und die Fleischabgabe an alle hiesigen Truppenteile. Für unsere Einheit konnte ich von ihm nur gutes Fleisch, gute Markbeine und auch ein wenig Zubeiße bekommen. Für mich erhielt ich stets eine Kleinigkeit, wie Niere, Leber, Hirn oder ein kleines Rostbrat für das Abendmahl. In der Stadt Cormons gab es auch verschiedenes Obst zu kaufen. Weintrauben, grüne, gelbe und violette; frische Feigen, Äpfel, Pflaumen und Birnen wurden auf offener Straße in reichlicher Menge und auch billig feilgeboten. Wer Geld hatte, dem konnte ich Obst und verschiedene Bedarfsgegenstände besorgen.

In der dritten Septemberwoche nahm unsere Einheit Abschied von Mariano und übersiedelte in ein Barackenlager unweit einer ehemaligen italienischen Infanteriestellung. In diesen Stellungsgräben erhielt unsere Batteriemannschaft direkte Infanterieausbildung. Noch nie gab es solche Schikanen mit unseren alten leidenden Kameraden wie hier. Wie junge Hasen mussten sie aus dem Graben springen, zum Sturmangriff vor gegen die feindliche Stellung, auf und nieder, robben, Deckung ausschaukeln, den feindlichen Graben mit Handgranaten bewerfen, den Graben stürmen und besetzen. Niemand wusste was dies bedeuten sollte. Für mich war es gut nicht dabei zu sein. Meine Beschäftigung war mir besonders gelegen und lieb.

Zum Stellungsausbau und Instand setzen der Fuchslöcher im Infanteriegraben benötigte man viele Bretter, Pfosten und Weiden. Da es aber hier in der Ebene an Nadelholz arg fehlte, es gab hier nur wenig Pappelholz, musste vom Hinterland dieses Brettermaterial nachgeführt werden. Vorerst ging dieses an die Piavefront. Wir, in der Etappe, mussten warten was übrig blieb. Um doch zu Holz und Bretter zu gelangen beauftragte man mich in verlassene alte Stellungen hinter Görz – Gradisca, auf den westlichen Hängen Hängen ehemaliger eigener Stellungen zu fahren, dort das brauchbare fehlende Holz zu suchen, abzumontieren und nach Hause zu führen. Einige Male nahm ich Mannschaft mit Werkzeugen in zwei Wägen und fuhr auf Suche nach solchem Bauholz. In den Gräben der Ebenen konnte man nichts mehr finden. Es war schon 1½ Jahre her, als bei der 12. Isonzoschlacht durch die Strategie des bekannten deutschen Feldmarschalls Mackensen bei Karfreit das Frontknie durchbrochen und dabei die ganze italienische Kampflinie nach dem Westen über den Fluss Piave aufgerollt wurde. So blieb mir nichts anderes übrig als weiter hinauf in die eigenen Liniengräben auf die Berglehnen und kleinen Sattelpiesen östlich des Isonzoflusses zu gehen, dort Nachschau zu halten nach dem gesuchten. Die Liniengräben waren wohl noch vorhanden, doch arg verwüstet, durch die schweren feindlichen Trommelfeuer zerschossen zu argen Stein- und Trümmerhaufen. Nur hie und da ragten zerfetzte Holzteile aus Geröll und Sprengtrichterlöcher hervor, die kaum verwendbar schienen. Einen ganzen Tag suchten wir und gruben, bis wir die zwei Wägen voll beladen hatten. Was wir hier bei dieser Wühlarbeit vorfanden kann nur ein Frontsoldat verstehen. Unter diesem Schutt des langen Trümmerfeldes stieß man auf verschüttete tote Kameraden, teilweise verwesene Leichenteile in zerschossenen Monturfetzen, zerbrochene Gewehre, Maschinengewehrbestandteile, Granat- und Minenwerferreste, unzählige Infanteriemunition, leere Patronenhülsen, sowie allerlei unbrauchbares Kriegsmaterial. Todmüde kehrten wir von dieser anstrengenden, wohl nicht angenehmen Beschäftigung dieser Tage erst in später Nachtstunde in unsere Stellung zurück.

Vom Armeekommando Südwest erging an alle Truppen der dringendste Appell, ja für den kommenden Winter alle Stellungen sorgfältig für den Abwehrkrieg auszubauen. In unserer Ersatzbatterie errichtete man außer den Infanteriegräben und Batterieständen eine neue Wasserleitung für die Küche und Mannschaftslager. Das Quellgebiet liegt zirka 500 Meter von hier auf dem vor uns in Richtung der Stadt Udine liegenden Zypressenhügel, dadurch ist ein guter Wasserdruck gegeben. Unsere Berufsmaurer errichteten das Küchengebäude in massivem Ziegelbau, ein Dachstuhl mit Dachpappe gedeckt, Fenster und Türen holte ich von einer Feldtischlerei in Cormons. Die Verglasung besorgte ich selbst.

Für die Kartoffelvorräte hob man große Erdlöcher aus, schüttete zirka 40.000 kg Kartoffel hinein, deckte sie mit Maisstroh zu, ließ in jede Miete ein Dunst-Luftloch und warf die aufgeworfene Erde wieder darauf. Bis Mitte Oktober herrschte Vollbeschäftigung mit diesen letzten Vorbereitungen für den kommenden Winter.

Bei der anstrengenden und langen Beschäftigungszeit der vergangenen vier Wochen reichte die Tagesverpflegung bei weitem nicht. Der Hunger der Mannschaft und Pferde war groß. Nach der Nachtmahlausgabe holten sich viele Kameraden aus den umliegenden Weingärten Trauben, von den frei im Felde stehenden Feigenbäumen halbreife Feigen, aus den Maisfeldern die Maiskolben, rieben sie auf einem aus Blech selbst angefertigtem Reibeisen zu Brei, salzten und kochten ihn zu einer schmackhaften Polenta. Solche Zubuße schmeckte jedem vorzüglich und half mit, die Stimmung zu erhalten. Bis zehn Uhr abends konnte man im Graben noch viele kleine Feuerchen beobachten, wo gekocht wurde. Niemand fand Anstand daran.

Von Schwester Ida langte ein liebes Briefchen ein, in dem sie mir mitteilte, mein Freund Karl Eischer war auf 14 Tage Urlaub in Gföhl und erzählte, er sei in Triest bei einer Landwehrwachkompanie in einer Infanteriekaserne schon längere Zeit stationiert. Wenn es mir möglich sei soll ich ihn besuchen. Selbstverständlich würde es mich sehr freuen dieses Wiedersehen in Kürze möglich machen zu können. Meinen Wunsch teilte ich dem dienstführenden Feuerwerker Wagner sofort mit und bat ihn, mir eine Dienstfahrt nach Triest zu beschaffen. Es dauerte keine zwei Tage, musste ich als Transportführer mit einem kranken Kameraden zur ärztlichen Untersuchung nach Triest fahren. Am frühen Morgen des nächsten Tages machten wir uns auf den zweistündigen Fußmarsch zur nächsten Bahnstation Gradisca. Eine schöne, ebene, schnurgerade Straße führte uns dorthin. Um 9 Uhr 20 lief der aus Görz kommende Personenzug in die Station ein und nahm uns zwei mit nach Triest. Auf der Fahrt passierten wie Sagrado, Monfalcone, wo der Isonzofluss im Delta ins adriatische Meer mündet, Sistina. Zum ersten Mal im Leben erblickten wir das weite Meer, die schöne blaue Adria. Längs der felsigen Küste führte uns der Zug nach Schloss Miramar, in dem die Witwe Kaiser Maximilians von Mexiko, Charlotte, nach der Ermordung ihres heiß geliebten Mannes, ihr so tragisch beschiedenes Leben in geistiger Umnachtung bis zu ihrem Scheiden aus dieser Welt verbrachte.

Um die Mittagszeit entstiegen wir dem Zuge, besichtigten uns ein wenig die innere Stadt und auch die Mole am Meeresstrand, bevor wir das Tor der Infanteriekaserne passierten. In der Mannschaftsküche verabreichte man uns ein karges Mittagessen, Rindsuppe, eingebrannte Kartoffel und ein ganz kleines dünnes Stückchen Fleisch, Brot wohl nur 20 kg.

Ein Sanitätszugsführer übernahm meinen Kameraden und ich wanderte in dieser Kaserne zum Freund Karl, der in seinem Zugszimmer eben in seinem Friseurberuf tätig war, als wir uns gegenüberstanden. „Von wo kommst du her“, rief Karl mir entgegen. „Von Mariano – Cormons bei Udine. Unser dienstführender Feuerwerker Wagner gab mir eine Dienstfahrt nach Triest um uns beiden ein fröhliches Wiedersehen zu ermöglichen. Der heutige Nachmittag und der ganze morgige Tag soll uns gewidmet sein“. Karl erhielt von seinem Vorgesetzten dienstfrei für diese kurze Zeit unseres Hierseins. Nach Befehlsausgabe unternahmen wir Glücklichen einen Rundgang

durch die bekannte größte österreichische Hafenstadt, zum Bahnhof, Hafen mit dem Leuchtturm und Aufstieg auf die verbauten Anhöhen, auf denen sich viele Weingärten in Terrassenböden hinzogen. Von hier aus genoss man einen zauberhaften Anblick auf die sich im Halbkreis von Norden nach Süden hinziehende Meeresbucht. Auftauchende Schiffe am Horizont als kleine, dann immer größer werdende Ungetüme schaukelten immer näher zum Hafen herein. Bei Einbruch der Dämmerung erhob sich ein starker Wind und peitschte die hohen Meereswogen bis zur Mole herein, sie bei der Brandung überschlugen und zu einer dichten Nebelbank zerstoßen. Auf der Rückkehr in die wenig beleuchtete Stadt führte mich Karl in ein volles kleines Gasthaus auf ein kleines Abendbrot. Hier trafen wir einen bekannten Kameraden, Mayerhofer Gustav, der zur gleichen Zeit wie ich in die Tischlerlehre, er beim Kaufmann Hauber in Gföhl den Handel erlernte. Ein reiner Zufall führte unsere Wege hierher nach Triest zu einem freudigen Wiedersehen. Über zwei Stunden währte unsere gegenseitige Berichterstattung über das Geschehen der verflossenen Jahre im Zivilleben, so auch von den Erlebnissen als Soldat in diesem Krieg. Karl versah schon drei Monate hier in Triest als B-tauglicher Wachdienst. Er rückte erst im vorigen Herbst zum Kriegsdienst ein. Unter anderem erzählte er uns: er war Augenzeuge, wie vor drei Wochen eine Springflutwelle über das Bahnhofdach hereinstürzte, ihn und einige Kameraden auf der offenen Straße niederschlug, jedoch keine argen Verletzungen erlitt, nur am ganzen Körper waren sie durch und durch nass und liefen sehr rasch zum Umziehen in die Kaserne.

Um elf Uhr nachts kehrte unser Dreigespann in fröhlicher Stimmung in die Schlafräume heim und vereinbarten für Morgen eine Wanderung in die nächste Umgebung der Stadt. Mayerhofer Gustl nahm sich auch vor für den morgigen Tag dienstfrei zu bekommen, um mit uns einen schönen Kameradschaftsurlaubstag verbringen zu können. Noch im Nachbarbett bei Karl gab es noch viel von daheim zu erzählen. Waren wir doch schon übers Jahr nicht mehr beisammen. Ließen unsere Gedanken im Geiste zu unseren Lieben daheim gehen und jeder von uns wollte schon endlich einmal erlöst werden von dem Zwang im Soldatenwerk, denn an einen Sieg war schon lange nicht mehr zu denken.

Bei Tagwache um fünf Uhr früh sprang alles von dem Strohsack auf die Beine, wie im tiefsten Frieden in der Kaserne schien es mir. Innerhalb einer Stunde stand jeder Mann zum Antritt der Beschäftigung bereit. Wir zwei waren ja für heute von jedem Dienst befreit, konnten unseren Abgang aus der Kaserne bestimmen, wie es uns behagte. Mayerhofer Gustl erhielt ausnahmsweise für heute dienstfrei. Seine Stelle beim Rechnungsunteroffizier seiner Kompanie ermöglicht ihm so manche Erleichterung und Begünstigung.

Bei Anbruch des neuen Tages brachen wir drei lustigen Wanderer bei hellem, sonnenklarem Herbstwetter zum Marsch in die nördliche Umgebung auf, auf das hügelige Hochterrain hinter der Stadt, wo die verkarstete Landschaft und teilweise noch die verlassenen alten Stallungen der Nachschubarmee zu sehen waren. Hier in diesem Abschnitt herrschte zu Beginn des Krieges mit Italien im Mai 1915 große Aufmarschtätigkeit, als ich damals in Adelsberg weilte und schon zur Feldbatterie, die eben in Neuaufrüstung sich befand, in Einteilung hierzu stand. Den ganzen Vormittag durchstreiften wir die hiesige sehr abwechslungsreiche Gegend und viele Erinnerungen von damals erzählte ich meinen lieben Freunden. Nachmittags ging es weiter nach Süden hinunter, wo sich die Wein- und Obstgärten der Küste entlang auf niedrigem Hügelgelände hinzogen. Hier gefiel es uns schon besser. Die Ortschaften wieder bewohnt, man kam wieder mit dem Zivilvolk in Berührung und hörte deutsche Worte, die uns besondere Freude bereiteten. Weintrauben, Feigen, Äpfel und Birnen, bosnische große Zwetschken erhielten wir reichlich von dem kroatischen Volk. Besonders alte Mütterlein's meinten es sehr lieb mit uns. Überall wo wir eintraten vernahm man alte österreichische Vaterlandsliebe und Kaisertreue. Den Italiener verpöhte jeder Kroat. Niemand konnte dem Verräter Sympathie zeigen.

Unser heutiges fröhliche Beisammensein werden wir nie im Leben vergessen können. Haben wir doch schon so lange kein Lebenszeichen von einander erhalten. Ist es das letzte Mal, dass wir drei beisammen waren, oder ist uns auch weiterhin ein Miteinanderwirken vergönnt? Wer weiß es? Schweren Herzens sagten wir ein herzlich „behüt dich Gott“, auf ein gesundes fröhlich Wiedersehen, dann ging jeder wieder seinen Weg der Pflicht im Soldatenkleid.

Am folgenden Tag erhielt mein Gefolgsmann den Bescheid seiner Untersuchung mit C-Befund. Mit dem nächsten Zug verließen wir beide wieder Triest und kehrten am nachmittag zu unserer Batterie wohlbehalten zurück. Einige Tage nach meiner Rückkehr, es war an einem Sonntagvormittag um den 15. Oktober 1918 herum, kam ein Alarmbefehl in unser Lager, der hieß: „Alle dienstfreie Mannschaft samt Offizieren hat um zehn Uhr im Hofe des Herrenhauses, in dem unser Artillerieabschnittskommando im Quartier lag, vollzählig gestellt zu sein“. Was soll das bedeuten? Niemand konnte ahnen, welcher Beweggrund hierfür sei. Am Marsche dorthin vernahm man in unseren Reihen ein Murmeln und Flüstern, man verstand wohl wenig, da ja vier Nationen, Deutsche, Ungarn, Tschechen und Italiener in unserer Batteriemannschaft bei außerdienstlichen Gesprächen ihre Muttersprache benützten. Jedenfalls gerieten die anderssprachigen in Unruhe.

Auf dem weiten geräumigen Platz vor dem Balkon des Schlosses trafen von allen umliegenden Artillerieverbänden Abordnungen ein und nahmen in Hufeisenform Aufstellung. Zirkas dreitausend Mann mussten schon sehr ungeduldig auf das Kommando warten. Eine $\frac{3}{4}$ Stunde standen alle in Reih und Glied auf einem Platz, wie es doch schon immer bei Militär Brauch ist, tausende Männer müssen auf einen Herrn warten, der Befehle gibt, oder eine Belehrung erteilt. Dieses lange Warten rief schon große Unruhe in die Reihen der nervösen Krieger. Man hörte schon so manche böse Worte, besonders bei den älteren Jahrgängen der Tschechen und Ungarn. Um elf Uhr erschien der Abschnittskommandant mit seinem Offiziersstab auf dem Balkon, ließ sein Offiziersauge

durch die angetretenen Männer gehen, jedoch zum Sprechen fand er sehr lange keine Worte. Was soll dies heißen?, ging es auch schon in unseren Reihen durch. Hat man uns etwas ganz Besonderes bekannt zu geben, oder wollte man in diesen Offizierskreisen nicht mit der Sprache heraus, wie es an der Front steht?

Endlich trat ein Oberleutnant mit einem Schriftstück in der Hand an die Balustrade des Balkons und gab bekannt: Von seiner Majestät Kaiser Karl, unserem obersten Kriegsherrn, ist ein letzter Appell an alle an dieser Front stehenden Truppen eingetroffen, den ich jetzt an euch weitergebe und wörtlich verlese:

Während der Verlesung des Manifesttextes in deutscher Sprache herrschte vollste Ruhe und Aufmerksamkeit der angetretenen Männer. Wie aber ein Dolmetsch den Wortlaut auf ungarisch sprach, konnte man sofort ein Murren und Schimpfen hören. Der Lärm wurde immer lauter. Beim tschechischen Text folgte sogleich ein verstärktes Durcheinander. Wir Deutschen wussten nicht, was all dies Brummen, Flüstern und Schimpfen bedeuten soll. Der Abschnittskommandant ergänzte noch mit einigen begeisternden Worten an alle Frontkameraden und all hier Angetretenen den letzten Aufruf und ließ hernach alle in ihre Quartiere abmarschieren.

In unserem Barackenlager eingetroffen, begann sofort eine Debatte über das Verhalten der Ungarn und Tschechen. Von diesen erfuhren wir Deutschen: ihre Urlauber brachten von daheim genaue Berichte von den Vorbereitungen der Heimat zum nahen Kriegsende und Auflösung der österreichisch - ungarischen Monarchie in viele selbständige Einzelstaaten, daher ihre Auflehnung und Befehlsverweigerung bei der Bekanntgabe des Aufrufes von heute vormittag. Mit ihnen konnte man kein vernünftiges Wort mehr reden, die wollten einfach nicht mehr Dienst machen, sie hatten es schon lange satt, noch weiter zu kämpfen, da doch keine Aussicht auf eine Entscheidung, noch von einem Ende dieses Krieges, bestand. Von unserer Heimat kam keine solche Nachricht zu uns, oder werden auch in Wien schon Gedanken über das Ende und Auflösung geführt? Was werden die nächsten Wochen oder schon Tage uns bringen? Jedenfalls stehen wir hier vor sehr ernsten entscheidenden Tatsachen. Die Kampfmoral schwand auch in unseren deutschen Reihen von Stunde zu Stunde. Die Offiziere unserer Batterie ließen von ihren unsinnig strengen Befehlen, man merkte ihre große Unsicherheit vor der schon so empörten hungernden Mannschaft. Die letzten Wochen und Tage in diesem schon lange verlorenen Krieg schienen gekommen zu sein.

Am 30. Oktober rief man mich in die Batteriekanzlei und erteilte mir den Befehl: vier kranke Pferde in das Tierspital in Quirino zu überstellen und vier gesunde Pferde zu übernehmen. Im Pferdestall standen die Patienten zum Abmarsch bereit. Zwei Fahrkanoniere waren bestimmt die Tierpatienten zu führen. Ein gutes Reitpferd stellte mir der Bespannungsfeuerwerker zur Verfügung. Zwei volle Stunden ging es nun in langsamen Schritt auf der ebenen geraden Straße dem Ziele entgegen. Die Übergabe und Übernahme der Pferde vollzog sich in Kürze. Die der dortigen Küche erhielten wir unser Mittagessen, hernach schalteten wir eine einstündige Rast ein. Im Rasen, bei warmem Sonnenstrahl, tat uns ein Mittagsschläferl wirklich wohl. Von der Kanzlei holte ich die Papiere für die übernommenen Pferde. Als ich eben aus der Kanzleitür trat kam ein österreichischer Flieger vom Westen zu uns her geflogen und schickte sich an im Spiralenflug auf unserer ebenen Wiese zu landen. Diesen Flieger wollte ich unbedingt sprechen. Meine zwei Begleitmänner beauftragte ich nach Hause zu reiten, ich komme in Kürze nach. Ich will nur vom Fliegerkamerad hören was es Neues an der Front gibt.

Das gelandete Flugzeug, ein Aufklärer und Jäger zugleich, stand in der Nähe von dreissig Meter. Bei meinem Eintreffen saß der Pilot noch, ein Korporal mit allen drei Tapferkeitsmedaillen ausgezeichnet, am Führersitz und stellte an mich sogleich die Frage wo er sei, er kommt von der Front, erhielt beim Abflug von dort den letzten Befehl, das Flugzeug in Sicherheit zu bringen, Aspern oder Wiener Neustädter Flughafen anzufliegen. In letzter Eile vergaß er seine Karte. Ich frug ihn, wie es vorne an der Front steht. Er rief mir mit voller Begeisterung zu: „Der Krieg ist aus und alles rennt nach Hause.“ Ist es jetzt so weit?, dachte ich mir im Stillen. Haben die Ungarn und Tschechen vom Zusammenbruch der Front schon vor vierzehn Tagen gewusst? Mich interessierten besonders die letzten Vorkommnisse im Graben und bat daher den Fliegerkamerad, er wolle mir davon berichten. „Ja“, sagte er, „du kannst alles erfahren was ich weiß von draußen. Durch vierzehn Tage hindurch gab es schon Meutereien in ungarischen Truppen, die nicht mehr in den Graben gehen wollen. Sie wollen heim nach Ungarn, um ihr Land vor dem serbischen oder rumänischen Einfall zu bewahren. Sie gehen nicht mehr gegen die Italiener, sie wollen nur mehr gegen die Rumänen kämpfen. Wir kämpfen für Ungarn, unser Vaterland. Sie werden für Ungarn alle Opfer tragen, aber nicht mehr für Österreich! Die Tschechen laufen aus dem Graben, werfen die Waffen weg und gehen heim. Die deutschen, österreichischen Truppen können allein die Front nicht halten, so geht nun alles auf die Rückzugsstraßen, gefolgt von den nachdrängenden Italienern.“ So ist nun das schon so lange erwartete Ende des 4¼ Jahre langen Völkerringens gekommen. Die jahrelangen Kämpfe, ungeheuren Anstrengungen, blutigen Opfer, größtes Heldentum – früher oder später zermürben die Menschen, besonders dann, wenn sie keine Entscheidungen bringen, kein Ende des Krieges abzusehen ist.

„Ich fliege heute nach Aspern oder Wiener Neustadt, wenn du in die Heimat mitfliegen willst, dann steige zu mir ein!“, so sprach mich der Pilot noch ein Mal an, er meinte es so gut mit mir. Für den ersten Augenblick war ich wohl nicht gefasst eine solche Gelegenheit zu bekommen, los zu werden von all den uns noch bevorstehenden Strapazen und den so ungewissen Tagen, bis wir unsere liebe Heimat für immer erreichen. Der Tod meines lieben Vaters stand mir momentan vor Augen, sollte ich als Nachfolger des Ernährers unserer Familie den Heimflug nicht bestehen, stößt uns beiden noch ein Missgeschick zu? Wer könnte dies verantworten? So entschloss ich mich lieber zu Fuß auf der Straße bei jedem Wetter zu gehen und wenn es einen Monat dauern sollte. „Nun gut, ich fliege heim. Drehe mir noch den Propeller an und lege dich aber sofort auf den Boden, leb wohl, komm

auch du gut heim.“ Dies waren seine letzten Abschiedsworte und schon rollte das Flugzeug auf der Wiese zum Starten, erhob sich vom Boden, stieg immer höher, raste in großer Geschwindigkeit nach Norden, dem Heimatflughafen entgegen. Dieses Erlebnis wird mir stets in Erinnerung bleiben; noch am Wiesengrund liegend überdachte ich was nun geschehen ist. Tief ergriffen erhob ich mich und ging zu meinem guten Pferd, zog die Gurten an, schwang mich in den Sattel und ritt im schnellen Trab zu meiner Batterie heim. Im Stall stellte ich mein Reitpferd auf den Stand, sattelte ab, rieb es trocken und sorgte für Futter und Trunk für mein Lieblingspferd.

Dem Spannungsf Feuerwerker berichtete ich sofort vom Kriegsende. Ihm gab ich die Weisung, er wolle sofort strengste Alarmbereitschaft anordnen, in Kürze bekommt er näher Bescheid von mir, was zu geschehen hat. Die Pferdepapiere übergab ich dem Rechnungsführer, der ganz allein in der Batteriekanzlei beim Schreibtisch saß. Voll Freude rief ich ihm zu: „Der Krieg ist aus, wir packen und fahren auch nach Hause.“ „Wie kannst du solches Zeug reden?“, rief er aus. In kurzem Bericht schilderte ich ihm das vor zwei Stunden stattgefundene Gespräch mit dem heimkehrenden Flieger. Auch er konnte es nicht fassen, so unverhofft heim zu kommen. Wir beide berieten über das Weitergeschehen. Unsere Batterie muss sofort marschbereit gestellt werden, um so rasch wie möglich auf die Rückzugsstraße zu gelangen, denn die große Masse der Front mit ihren Riesendoppelkolonnen lässt uns dann nicht mehr auf die Straße einbiegen. Unserem dienstführenden Feuerwerker ließ ich durch den Tageskorporal sogleich bitten, er möge sofort in die Kanzlei kommen, es ist eine sehr dringende Beratung. Dieser erschien gleich und wollte wissen was es denn so Dringendes gibt. Ihm erzählte ich ebenfalls mein Erlebnis, gab ihm auch meine Meinung kund, so rasch wie möglich von hier wegzukommen, um als erste Kolonne auf die Straße nach Görz zu kommen, und von dort längs des Isonzotales hinauf nach Villach zu fahren.

Während wir drei berieten trat unser Batteriekommandant in die Kanzlei, sah uns etwas erstaunt an und frug, was es hier so Geheimnisvolles zu beraten gibt. „Was soll es hier für ein Geheimnis geben? Der Krieg ist aus, alle gehen schon nach Hause. Auch wir gehen heim“, war meine Antwort. Wie aus den Wolken kommend schien ihm meine soeben gegebene Mitteilung vom Ende des Krieges. „Wie können sie solche Behauptung bringen, von wem wissen sie die Wahrheit ihrer gesprochenen Worte?“ Die Begegnung mit dem Flieger, seine Mitteilung vom Ende des Krieges und dem bereits begonnenen Rückzug der Fronttruppen gab ich ihm bekannt. Jeder geht auf eigenes Risiko den Weg in seine Heimat. „Da muss doch vom höheren Kommando ein Befehl ausgegeben werden, so kann doch nicht ein jeder von seiner Truppe davonlaufen.“ „Gehen sie selbst hinüber zum Abschnittskommando, erkundigen sie sich, es wird dort schon bekannt sein, was draußen im Graben der Front sich jetzt zuträgt“, entgegnete ich ihm. Er sprach kein Wort mehr mit uns und ging sehr aufgeregt aus der Kanzlei, hinüber, um Gewissheit zu erlangen.

Mein Vorschlag, die Batterie sofort marschbereit zu stellen fand bei meinen zwei anwesenden guten Kameraden sogleich Zustimmung. Der Rechnungsführer ließ seine Schreibkräfte kommen und begann mit ihnen sofort die Batteriekisten zu packen. Feuerwerker Wagner gab der Batteriemannschaft sofortigen Marschbereitschaftsbefehl und ich eilte in den Stall zum Spannungsf Feuerwerker und teilte ihm meinen Vorschlag mit. Mit großer Freude rief er in den Stall: „Alles marschbereit stellen.“

So stand die ganze Batterie gepackt, zur Abfahrt bereit. Es dauerte zwei Stunden bis unser Herr Oberleutnant zurück kam und meine Worte bestätigt erhielt. Wir berichteten ihm, die Batterie ist bereits marschbereit gestellt, wir können sofort den Befehl ergehen lassen: „Batterie, schritt Marsch!“ Unsere Marschkolonne setzt sich in Bewegung. Von unserem eigenmächtigen raschen Handeln sichtlich verschnupft ging er in sein Zimmer, wollte seinem Diener beauftragen die eigenen Habseligkeiten für den Abmarsch zu packen. Dieser hatte bereits alles gepackt, daher bestand kein Hindernis mehr von hier wegzugehen.

Während wir alle Vorbereitungen zum Abmarsch getroffen hatten rückte unsere, in einem Meierhof der hiesigen Herrschaft stationierte Mannschaft für die Bearbeitung der Felder und Betreuung der Rinder und Schweine mit allen Vorräten an Mehl, Korn, Hafer und Heu, sowie mit dem ganzen Kuh- und Schweinebestand zu unserer Batterie ein und schloss sich unserer Marschkolonne an. Auch sie erhielten den letzten Befehl mit uns in die Heimat zu fahren. Ihr Vieh und Schweine boten für die lange Marschzeit sichere Verpflegung der Mannschaft und der Pferde.

Die zwei anderen Offiziere waren auch schon von allem unterrichtet, sie standen auch zum Abmarsch bereit. Um fünf Uhr nachmittag ließen wir uns nicht mehr aufhalten, wir gaben selbst den Befehl: „Batterie, Schritt marsch.“ Die Kolonne setzte sich in Bewegung, wohl zum aller letzten Mal. Der Batteriekommandant ließ sich nicht mehr blicken und verschwand, wohin wusste niemand. Jedenfalls hat er Grund genug gehabt von der erregten Mannschaft rechtzeitig zu gehen. Mit den beiden Offizieren gab es nie Differenzen, mit ihnen gehen alle gerne in die Heimat.

Beim Eintreffen unserer Marschkolonne auf der breiten Straße von Udine nach Görz fuhren bereits zwei Kolonnen nebeneinander ohne Unterbrechung dem Osten zu. Nach halbstündiger Rast fanden wir ein kleines Loch in einer Kolonne wo uns der Anschluss möglich schien. Es waren in der Mehrzahl Ungarn welche die Straße beherrschten. In ihrem hitzigen Temperament erkannten wir ihr wildes Treiben, sie wollten niemand anderen auf der Straße fahren lassen, nur sie allein wollten die Ersten daheim sein. In Güte erreichte niemand etwas bei ihnen. Wir kümmerten uns wenig um sie, wir schlossen uns an unsere Vorderwägen an und mussten auch streng bleiben beim Einschleichen von Zivilfahrzeugen, geführt von schnellen Pferden der Pusta, es waren

ungarische Offiziere und Feldwebel. Die Straße war für eine dritte Kolonne nur auf einigen Stellen breit genug, daher versuchten diese robusten Ungarn sich in die zweite Reihe zu drängen.

Um zehn Uhr abends erreichten unsere ersten Geschütze und Fahrzeuge das Vorgelände der Stadt Görz. Bei stockfinsterner Nacht übersetzte unser Train mit Küche und Viehherde den Isonzo über die bekannte Lusinikobridge. Durch die nicht all zu breiten Straßen der halb zerstörten Stadt stauten sich die Fahrzeuge, die Beleuchtung funktionierte auch nur teilweise, sodass man nur mit größter Mühe sich herauswursteln konnte aus dem großen Durcheinander. Am Ausgang der Stadt stieg die nun etwas breiter werdende Gebirgsstraße ein wenig an und eine Linkskurve in das Isonzotal brachte unsere Batteriekolonnie auf eine Anhöhe, von der ein Blick zurück in Richtung Udine uns ein Lichtermeer von nie gesehener Ausdehnung schauen ließ. Dort ging das große Versorgungslager von allerlei Treibstoffen, Rohfutter und Stroh in hellen Flammen auf. Man vernahm immerfort die Explosionen von Benzinfässern und auch von vernichteter Munition. Der ganze westliche Himmel glich einem Feuermeer, gewaltige Rauchschwaden stiegen auf, als sei die Hölle los. Unsere zurückziehenden Heimkehrer vernichteten noch alles Brauchbare, um den nachdrängenden Italienern keine fetten Brocken zu überlassen.

Um die Mitternachtsstunde erreichte die Batteriekolonnie den Ort Salcano, wo außer dem Ortsbereich die erste Rast erfolgte. Mann und Ross sehr angestrengt und ermüdet verlangten unbedingte Ruhe. Hier wurde Menage, Brot, Tabak, Zigaretten und Zünder ausgegeben und Pferde gefüttert. An einen Schlaf war nicht zu denken. Die nachdrängenden Ungarn ließen dies nicht zu. Nach zweistündigem Aufenthalt ging es dem Isonzo entlang weiter nach Norden, in einer Fahrt durch bis vor den Ort Plava, wo um zwei Uhr nachmittag das Halten kam. Nur rasch das Mittagessen eingenommen, ein wenig am Wagen hingelegt für eine Stunde, dann wieder weiter den steilen Berg hinauf. Auf dieser Straße ging es nicht pausenlos vorwärts, es konnten unsere angestrengten Pferde ohne Rast nicht mehr weiter. Nach jeder Stunde Fahrt eine halbe Stunde ausschnaufen, die Pferde rannen nur so vom Schweiß. Man gab ihnen sofort Decken über den Rücken um sie ja gesund zu erhalten. Sie mussten uns ja alle zurück nach Kärnten bringen, um ja nicht in Gefangenschaft zu geraten. Bis ein Uhr früh dauerte dieser Marsch bis wieder Rast gehalten wurde. Auf offener Straße gab es eine Mitternachtssmahlzeit, Brotverteilung, den Pferden gab man von nun an doppelte Ration Hafer und Heu, um sie bei Kraft zu halten. Um vier Uhr (am 2.11.) früh setzte sich die Marschkolonnie wieder in Bewegung, der Marsch dauerte bis ½11 Uhr vormittags, wo im Ort Canale zur Mittagspause Halt gemacht wurde. Ein Major zu Pferd kam zu unserer Trainkolonne und rief uns zu: „Am Bahnhof ist vor Kurzem ein Lastzug mit Lebensmittel für die durchziehenden Heimkehrer eingetroffen. Wer Platz auf Wagen hat soll aufladen was er laden kann.“ Diese Botschaft vernahmen wir alle mit großer Freude. Damit ist die Verpflegung, Getränke und Rauchzeug für die bevorstehende lange Fahrt gesichert. Fünf Trainwagen ließ ich sofort entladen, fuhr damit zum Bahnhof hinauf, verlud meine Wagen mit Fleischkonserven, Brot, Kaffeeconserven, Zucker, Salz, Gewürz, Wein, Rum, Tabak, Zigaretten, decken, Schuhe, Leibwäsche und allerlei Bedarfsartikel für den Soldaten. Diese wertvollen Waren werden uns allen gute Dienste erweisen zur Aufbesserung der Verpflegung und Hebung der allgemeinen Stimmung während unseres beschwerlichen Marsches bis nach Kärnten. Nach der Rückkehr zu meinen Batteriekameraden nahm ich sogleich die erste Verteilung an alle vor. Jeder erhielt von den Eß- und Genusswaren etwas. An Bekleidungsstücken erhielten die Bedürftigsten das Notwendige. Die Gesamtausgabe wird in drei Teilgaben vollzogen. Die Stimmung hob sich sofort nach Erhalt von Wein und Rum. Es ging wieder leichter weiter auf der hier stark ansteigenden Straße.

Um drei Uhr nachmittag erreichten wir einen Straßenabschnitt, in dem italienische 28cm Mörser, die von unseren Pionieren aus den ehemaligen italienischen Stellungen am rechten Ufer des Isonzo bis zum eigenen Vormarsch in die lombardische Ebene bis zur Piave, zum Abtransport ins Hinterland heruntergeschafft wurden, an der Berglehenseite in kurzen Abständen die Durchfahrt verhinderten. Diese zwanzig Mörser, ähnlich wie unsere 30.5cm Motormörser, verstellten den hier zweireihig auf der Gebirgsstraße fahrenden Kolonnen einseitig den Weg. Was geschah um diese Verrammelung wegzubringen? Es erging an alle hier fahrenden Truppen der Aufruf: „Alle verfügbaren Wagenwinden, Brechstangen und Hebebäume an die Mörser bringen.“ Die verständigen Männer vor, die mit Vorteil einen Mörser um den anderen in das dreißig Meter tiefe Isonzoflussbett hinunterstürzen können. Von unserer Batterie stellten wir acht Winden, Hebebäume und tüchtige Männer zu diesem waghalsigen Unternehmen bei. Vor Beginn sägten einige kundige Männer 4 Meter lange Bäume mit 12 bis 15cm Durchmesser als Walzen um. Hernach grub man kleine Löcher in den Straßenboden um die Winden fest ansetzen zu können. Auf Kommando gingen die Winden hoch, die erste Walze wird untergeschoben. Dieser Vorgang wiederholte sich für die zweite und dritte Walze. Der Mörser stand nun auf drei Walzen. Eine vierte zum weiteren Unterlegen hielten zwei Männer in den Händen. Mit Hebebäumen und Bespannungen gelang es wieder auf Kommando den Mörser zum Straßenrand der steil abfallenden Böschung zu schieben. Während dieser mühevollen Arbeit bereiteten andere Männer Unterlagshölzer vor. Auf Kommando gingen die Winden in Tätigkeit, es gelang die Grundplatte des Mörsers auf 60cm hoch zu bringen, ein zweites- und drittes Mal so. Auf dieser Höhe kam das Übergewicht des Mörsers, dieser stürzte mit tosendem Krachen in die Tiefe, wo ein dumpfer Aufprall im reißenden Isonzo uns das Ende des Abstieges des Mörsers bekannt gab. Inzwischen hatte man schon beim nächsten Mörser alle Vorarbeit geleistet, es begann das Heben zum zweiten Mal, es ging auch dieses Mal gut. Bis am Abend lagen alle Mörser auf dem Grund des jetzt schäumenden Isonzo. Erst jetzt konnte es wieder weitergehen, den steilen Berg hinauf. Mit Unterbrechungen erreichten wir um elf Uhr nachts den Ort Auzza. Und hielten rast bis drei Uhr früh außerhalb der letzten Häuser. Die Fleischhauer schlachteten hier zwei

Schweine und ein Rind, daher ein längerer Aufenthalt. Beim Lagerfeuer erwärmte sich die schon frierende Mannschaft. Beim Füttern unserer Pferde half ich dieses Mal auch mit. Im 15 Meter tiefer gelegenen Flussufer holte ich in zwei Tränkeimern Wasser. Der Isonzo führte hier sehr starke Strömung. Auf einem Uferstein suchte ich festen Stand und wollte eben einen Eimer in das hier sehr rasch dahineilende Wasser legen, da rissen mir die starken Wellen den Eimer aus der Hand, ich verlor den Halt und schon stand ich bis zu den Armen im eiskalten Wasser. Zum Glück stand eine Weide am Ufer vor mir, von der ein überhängender Ast mir Hilfe bot. Geistesgegenwärtig langte ich nach ihm und zog mich aus dem Wasser. Trotz alledem nahm ich den zweiten Eimer, füllte ihn mit Wasser und zog ihn ans Ufer. Dieses Mal hielt ich mich mit der linken Hand an der Weide fest, daher gelang es. Am Körper über und über ganz nass kroch ich mit dem Eimer voll Wasser die Böschung hinauf und ließ ein Pferd meines Wagens davon saufen. Aus meinem Rucksack nahm ich reine Leibwäsche, von der Monturreserve neue Hose und Bluse, um mich beim Lagerfeuer rein zu waschen und umzuziehen. Hierauf einige Male um das Lagerfeuer herumgesprungen, gelaufen ein Mal hinauf, ein Mal hinunter längs unserer Rastkolonne, um mir wieder warm zu machen, dann erst zum Essen gehen, dies tat mir sehr wohl, es war mir, als wäre ich wie neugeboren. Mit frischer Kraft bei Mann und Ross ging die Fahrt immer weiter hinauf an den Oberlauf unseres Flusses bis Tolmein, ein größerer Marktflecken, etwas weiter als die bereits passierten Orte. Hier musste wieder die Schlachtung von Rindern und Schweinen vorgenommen werden, um für die Weiterfahrt mehr Fleisch vorrätig zu bekommen, denn überall bietet sich nicht so günstig wie hier die Gelegenheit hierzu. Vier Stunden Rast, die zweite Ausgabe der Zubeße erfolgte hier an die schon wartende Mannschaft. Der Wein und Rum beruhigte sie, denn in angeheiteter Stimmung ging alles wieder leichter zu ertragen. Der Gedanke, in Kürze wird das Ende gekommen sein, ließ uns die Kraft geben, durchzuhalten. Am Nachmittag erreichten wir St. Lucia [hier dürfte eine Verwechslung der Ortschaften vorliegen, da St. Lucia vor Tolmein liegt] und bis spät in die Nacht hinein ging es heute, bis es bei Kanono endlich ein Halt gab. Mitternachtsessen, eine kleine Ruhepause.

4. November 1918.

Um fünf Uhr früh brachen wir wieder zur Weiterfahrt nach Idorpa auf. Mittagessen. Nachmittag, um zwei Uhr, bogen unsere Fahrzeuge in die Talerweiterung bei Karfreit ein. In diesem Ort standen unzählige Kolonnen, kaum zum Durchkommen. Die Straße durch den, von der letzten Isonzoschlacht und Durchbruch im Jahre 1917, bekannten Marktflecken machte hier eine große Rechtskurve, ausserhalb des Ortsendes ging es weiter bergauf. Wir fuhren schon eine halbe Stunde außerhalb des Ortes, als uns ein Landsturmбатаillon mit vier Kompanien begegnete, die in Richtung nach Karfreit marschierte. Bei der dritten Kompanie hatte es die Fahrküche am Schluss besonders eilig. Ein großer Feldwebel mit langem, rotblondem Bart, lief hinter der Fahrküche, ich traute meine Augen nicht, diesen Mann kenne ich. Ich lief ihm nach, klopfte ihm von rückwärts auf seine Schulter, rief ihn an, wohin sie noch fahren, der Krieg ist doch schon aus, wir fahren schon heim, er soll doch sofort umkehren. Ich sah ihm hernach ins Gesicht, es war unser Kaufmann Franz Aubrunner aus Gföhl, ein guter alter Kunde unseres Hauses. Ihn konnte man nicht bewegen mit uns in die Heimat zu fahren, sie erhielten den strengen Befehl vor Karfreit auf der Anhöhe gegen den nachdrängenden Italiener in Stellung zu gehen und einen Einbruch abzuwehren.

Bevor wir auseinander gingen rief ich ihm noch zu ja nicht in Gefangenschaft zu gehen, euer Bataillon kann den verlorenen Krieg nicht mehr gewinnen. Auf ein recht baldiges Wiedersehen in Gföhl. Kehrete zu meinem Wagen zurück und erzählte meinem Fahrer Dirnberger Hans, Bauer in Pallweis bei Gföhl, von dem Treffen und Nichtwollen mit uns zu gehen. Wir beide konnten Aubrunner nicht verstehen.

Die Weiterfahrt ging immer bergauf, immer näher der Heimat zu. Die Orte Laboniko - Zaga an der Durchzugsstraße erreichten wir bei starkem Schneefall. Um elf Uhr nachts zeigte uns ein kleiner Lichtschein die Nähe einer größeren Menschengründung an. Es war der auf einer Anhöhe liegende Markt Flitsch. Hier brannte noch die Straßenbeleuchtung, man konnte die Kirche, Hauptplatz und die nette Häuserzeile mit schmucken Geschäftsläden bei der Durchfahrt besichtigen. Dieser Ort machte mir persönlich einen sehr guten Eindruck. Rast gab es aber erst um ½2 Uhr früh, dafür erhielten wir eine gute und reichliche Menage: Schweinefleisch mit Kartoffelsalat und reichlich Brot hierzu. Den Rest unserer erhaltenen Zubeße verteilte ich auch noch, sodass jeder satt sein konnte.

5. November 1918

Bei Morgengrauen ging es wieder auf der verschneiten Straße weiter bergauf, jedoch verließen wir hier das Isonzotal und bogen nach links ein, hin zur Grenze am Predilpass nach Kärnten. Um drei Uhr nachmittag erreichten wir die Ortschaft Breth, ein von Jugoslawien besetztes Gebiet. Die Ortsbewohner hatten bereits ihre Fahnen auf den Häusern gehisst, sie feierten sichtlich mit großer Freude die Erlangung ihrer Selbständigkeit. Die hier wohnhaften Slowenen und Kroaten stellten sich an die beiden Straßenränder, sie wollten von den durchziehenden Heimkehrern allerlei Wäsche, Decken, Schuhe, Mäntel und sonstige Monturstücke um billiges Geld kaufen. Einige Kameraden verkauften alles, außer dem, was sie am Leibe trugen. Sie hatten recht. Diese Sachen konnte ihnen niemand wegnehmen, sie brachten dafür bares Geld, die gewünschten Kronen nach Hause.

Hier erfolgte wieder Menageausgabe und zwei Stunden Rast. Von hier aus steigt die Straße gewaltig hinauf, es geht jetzt zum Predilpass, der ganz mit tiefem Schnee bedeckt, uns den Marsch sehr erschwerte. Unsere guten Pferde konnten bald nicht mehr weiter, so erschöpft schritten sie, schon sehr ermüdet von dem so lange anhalten-den Marsch, schön langsam vorwärts. Die Steigung dieser Gebirgsstraße von Görz, 100 Meter über dem Meer, bis zum Predilpass, 1162 Meter, die so lange Dauer des Marsches, erforderte bei Mann und Ross übermensch-

liche Leistung. Jeder von uns sehnte sich schon sehr nach Schlaf und Ruhe. Bis heute hatte niemand ein Auge zugemacht, an einen Schlaf war nie zu denken. Es hieß nur immer vorwärts, um ja den Italienern nicht in die Hände zu fallen. Um zehn Uhr abends blieb die Kolonne auf offener Straße stehen, denn der viele Schnee ließ uns nicht mehr weiter kommen. Die Gefahr in Gefangenschaft zu geraten, ist gebannt. Am kommenden Morgen erreichen wir schon Heimatboden, auf der Passhöhe ist die Grenze.

6. November 1918

Nach sechsstündiger Rast beim Lagerfeuer ging bei heftigem Schneetreiben die Fahrt weiter, hin zur Passhöhe, die bei Morgengrauen vor uns auftauchte. Wie froh lachte jedem von uns das Herz, auf Kärntens Boden in schnellem Tempo ins Tal zu gelangen. Das Schneien hörte langsam auf, die Pferde hatten die riesige Anstrengung des Bergaufziehens der so schweren Last von Geschützen, Munitions- und Trainwägen hinter sich. Die Stimmung aller hob sich sofort als die liebe Sonne ihre hellen Strahlen auf uns jubelnde Heimkehrerschar hernieder sandte.

In Reibl, der erste Ort auf Kärntens Boden, deren Bewohner deutsch und slowenisch sprachen, wurde wieder die Mittagsrast gehalten. Die doppelte Portion der Menage, Brot, Wein und Rum konnte hier gegeben werden, ging ja unser Fußmarsch bald zu Ende. Die Nachricht vom baldigen Abschied der einzelnen Nationen unseres Mannschaftsstandes und das Abgeben aller Waffen in Villach kam uns ganz überraschend. Die vier italienischen Männer unserer Batteriemannschaft wurden angewiesen, von Tarvis aus in ihre Heimat zurückzukehren. Die Ungarn fahren von Villach ostwärts über Marburg nach Hause. Die Tschechen fahren mit dem Zug über Judenburg, Selzthal, Amstetten, Wien, oder über den Semmering nach Wien, von dort in ihre Heimat nach Böhmen und Mähren. Die deutsche Mannschaft mit Pferd und Wagen durch Kärnten, Steiermark nach Wiener Neustadt oder Wien, ist für uns eine Zumutung, die wohl niemand durchführen wird, denn an Befehlen war niemand mehr interessiert. Bis Villach fährt alles noch geschlossen in der Kolonne, dann geht jeder seinen eigenen Weg nach Hause. Der Marsch bis Tarvis ging schon schneller, es ging immer talab der Niederung der kommenden Talebene zu. Am Bahnhof Tarvis verließen uns die italienisch-sprechenden Kameraden, ihre Heimat ist das Küstenland und sahen ihre Lieben viel früher als wir Deutschösterreicher. Die Fahrt ging weiter bis nach Arnoldstein, kurze Rast. Am Abend errichteten wir auf einer ebenen, unweit der Straße gelegenen, Wiese das letzte Lager für die Nachtruhe. Vor uns lag das kleine Bauerndorf, es hieß Judendorf, und lag vier Kilometer vor der Stadt Villach. Hier blieben die Geschütze, Waffen aller Art und reichlich Munition. Wer sie übernimmt, ist uns unbekannt. Die Gewehre, Pistolen und Munition schichteten sich zu einem wüsten Haufen, man konnte als Frontsoldat nicht verstehen, wie jetzt mit den Waffen umgegangen wird, die so gewissenhaft von jedermann gepflegt, als sein Heiligtum an der Front, gehalten wurden. Also so sieht nun das Ende des verlorenen, über vier Jahre lang dauernden, schweren Krieges aus?

Die vollzählige Mannschaft mit den zwei Offizieren eilte in das Dorf um in den zwei Gasthöfen die letzte Nacht des Abschiedes voneinander bei guter Laune, gutem Essen und Trinken zu verbringen. Von unserem Fleischvorrat ließ ich einen Ochsen, ein Schwein und zwei Sack Mehl den beiden Wirten je zur Hälfte überstellen, dafür mussten sie für gute Speise und Trunk sorgen. Um die Mitternachtsstunde schaltete man eine kleine Ruhepause ein, um sich ein paar Stunden auf den Bänken auszuruhen. Ich selbst nahm mir vor, mich bei der Zivilbevölkerung zu erkundigen, wie man am Besten mit der Bahn nach Hause kommt. Ein älterer Herr, der auch in meinem Gasthause anwesend war, der auch seinerzeit aktiver Soldat war, gab mir folgenden Tip: Am Bahnhof soll ich einen bediensteten Eisenbahner ersuchen, er wolle Sorge tragen, in einem neu zusammengestellten Heimkehrerzug uns irgendwie zu verstauen, damit ich unter Dach die Heimreise machen kann, denn ohne Hilfe kann man nur in die durchfahrenden Züge zusteigen, auf den Trittbrettern oder am Dach der Waggons unter freiem Himmel sitzen oder stehen. Natürlich geben sie ihm eine Kleinigkeit für seine Mühe, sie werden sehen, so geht es. Diesen guten Rat werde ich befolgen.

Um vier Uhr früh empfahl ich mich ganz unbemerkt von meinen singenden, teilweise betrunkenen Kameraden, nahm Dirnberger Hans mit, mit keinem Menschen sprach ich ein Wort über mein Vorhaben. Bei noch stockfinsterer Nacht langten wir beide bei unserer Wagenkolonne an, holten all unsere Habseligkeiten samt Rucksack und Koffer zum Packen. Wir begannen mit dem Rollen von Mantel und Decken, da sah ich zwei Kameraden vom Dorf hertorkeln, ein Mal links, ein Mal rechts, sie sangen und plärten wie besoffen. Als sie bei uns eintrafen waren sie auf ein Mal nüchtern, sie fragten, was wir vorhaben. „Wir fahren mit dem Zug heim, nicht per Achse vielleicht noch vierzehn Tage oder noch länger“, gab ich ihnen zur Antwort. „Lasst uns auch mitfahren“, baten sie, es waren unser Batteriekoch und der Batterieschuster. Diese guten Kameraden konnte man nicht im Stich lassen, sie waren beide Wiener.

Um fünf Uhr früh verließ ich mit drei Mann den Parkplatz als Wachpatrouille und marschierten im Schritttempo in die Stadt Villach zur Draubücke. Dort beschäftigte sich ein Zugführer und ein Mann der neu aufgestellten Volkswache mit dem Abnehmen der Sterne, der Kokarden an der Kappe und allen Wertgegenständen von durchgehenden Heimkehrern. Wir marschierten im schnellen Schritt die Brücke an, der Zugführer rief: „Halt“. Ich meldete: „Patrouille zum Südbahnhof“. Er ließ uns durch. Beim anderen Ende der Brücke erlebten wir dasselbe Schauspiel. Die erste Hürde war genommen. Wer weiß, was uns noch im eigenen Heimatland bis zum Eintreffen bei unseren Lieben zustoßt. Am Marsch zum Südbahnhof trafen wir nur ganze Züge von Heimkehrern, die alle dem Bahnhof zuströmten, um ja nur von hier fort zu kommen, sei es mit der Bahn, mit dem Wagen oder zu Fuß. Unser erstes Ziel, ein Eisenbahner kam uns selbst entgegen. Mit Vorsicht sprach ich ihn an, ob man hier nach

Wien fährt. „Nein, hier dürft ihr nicht einsteigen, da kommt ihr nach Marburg, das schon von den Jugoslawen besetzt ist. Dort werdet ihr bis auf's Hemd ausgezogen man nimmt euch alles weg. Ihr müsst zum Staatsbahnhof gehen, dort wird euch schon ein Kollege von uns behilflich sein ein sicheres Platzerl zu erhalten. Am Rangierbahnhof dortselbst werden viele Heimkehrerzüge zusammengestellt. In einem dieser Züge bekommt ihr bestimmt Platz.“ Diesem hilfsbereiten Menschen sagte ich „Vergelt es Gott“ und gab ihm zwei Fleischkonserven, Brot, Rum und Zigaretten für seine gut gemeinten Ratschläge.

Voll guter Laune wanderten wir vier durch die belebte Stadt hinüber zum Staatsbahn-Rangierbahnhofgebäude. Die Witterung ließ es zu, im Freien das Mittagessen einzunehmen. Hunger brauchten wir nicht leiden, unsere Vorräte reichten noch für vierzehn Tage.

Hierher dachte kein Heimkehrer zu gehen, um Platz im Zug zu bekommen. Kein Mensch verirrte sich auf diese leere Geleisanlage, wo nur Last- und Personenzüge zusammengestellt werden. Für uns besteht jedoch gute Aussicht unser Ziel auf diese Weise leicht zu erreichen. Ein Eisenbahner kam des Weges, erkundigte sich bei mir, was wir hier suchen? „Einen sicheren Platz in einem Zug der nach Wien fährt, wollen wir hier draußen bekommen“. „Ihr habt Glück, um sechs Uhr abends geht der Personenzug, den ihr vor euch stehen habt, vom Bahnhof nach Wien ab. Kommt alle vier mit mir, ich lasse euch im ersten Waggon einsteigen, nehmt im ersten Seitenabteil Platz, ich sperre hernach wieder ab, dass niemand weiß, ob jemand drinnen ist. Geht bei der Tür und Fenster eine Decke vor, dann könnt ihr getrost nach Wien fahren“. Für dieses besondere Wohlwollen und gute Meinung nahm jeder von uns Fleischkonserven, Wein und Zigarettentabak aus dem Rucksack und übergaben ihm diese kleine Gabe als Anerkennung für seine kameradschaftliche Hilfe und sagten ihm herzlichen Dank. Wir stiegen um vier Uhr nachmittag in den Zug, machten es uns im Abteil sehr bequem. Zwei Männer legten sich auf die Bänke, zwei auf den Fußboden. Jetzt konnten wir endlich ein Mal ans Schlafen denken. Unser Zug rollte um ½6 Uhr abends zum Bahnhof hinein. Alle wartenden Heimkehrer stürmten die Waggonen derart, dass uns schon Angst und Bange wurde in unserem so behaglichem, abgesperrten Gemach. Ein Schreien und Johlen um ein Platzerl herrschte im Waggon und beim Einsteigen, bis sich der Zug endlich in Richtung Wien in Bewegung setzte. Hernach legte sich der Sturm, die erregten Gemüter beruhigten sich. Von dieser Stunde an herrschte Ruhe, wir schliefen den Schlaf des Gerechten, bis wir am 9. November 1918 um vier Uhr früh am Bahnhof Amstetten erwachten. Welche Strecke der Zug fuhr konnten wir nicht feststellen. Ausserhalb der Station kamen auch die anderen drei Kameraden zum Fenster, alle freuten sich überaus, schon in Niederösterreich zu sein. Die Fahrt nach St. Pölten dauerte vier Stunden. Der neue Tag begann nun wieder, wie wird uns die Heimat empfangen?

Außerhalb des Bahnhofes stiegen wir beide beim Fenster aus, die anderen blieben im Abteil. Die auf den Dächern sitzenden und auf den Trittbrettern stehenden Heimkehrer begannen zu schimpfen und meutern, weil wir es die ganze Fahrt hindurch schön warm hatten und schlafen konnten. Keine Antwort geben, sofort weiter gehen ist das Beste in dieser Lage, um jeden Streit zu vermeiden. Am Anfang des Bahnhofes rief uns zwei Marschierenden ein 16jähriger Volkswachmann ein Halt zu. Ich frug ihn, was er von uns wolle. Er kam näher zu mir und war im Begriff meine Kappe vom Kopf herunter zu reißen, doch zu dem kam er nicht mehr, sondern schrie ich ihn an: „Er soll ja schauen dass er weiter kommt, sonst kann er von uns Frontkämpfern die richtige zünftige Antwort erhalten.“ Doch was kam? Dieser Rotzbub, ohnehin ein Dreikäsehoch, machte einen Pfiff und schon kamen von dem unteren Ende des Bahnhofes eine Schar seiner Kollegen auf uns zu. Diese erreichten uns nicht mehr, wir zwei liefen an die neben uns laufende Dammböschung, warfen unsere Rucksäcke und Koffer hinunter, wir selbst rutschten auf die Straße nach und verschwanden in der Durchfahrt, hielten uns aber nicht auf, tauchten um die Ecke im Menschentrubel der Kremserstraße kurz unter, gingen hierauf in den Stadtpark, wo wir uns auf einem Bankerl drüber des Traisenflusses von dieser soeben durchgemachten Hetzjagd ausruhten. Eine Stunde Rast tat uns wirklich not.

Beim Stellwerk Richtung Wien erkundigte ich mich bei einem Eisenbahner wann der nächste Zug nach Krems geht. „Erst am Abend könnt ihr mit dem Personenzug nach Krems fahren. Es geht aber auch öfters ein Heimkehrerzug über Herzogenburg, Tulln, Wien. Mit einem solchen Zug könnt ihr bis Herzogenburg fahren, von dort schickt sich vielleicht eine Fahrgelegenheit nach Krems. Bleibt hier, ich gebe euch Bescheid, ob nicht dieser Transport schon hinüberfährt.“ Wir blieben auf einem Bankerl hinter dem Stellwerk sitzen und warteten auf gute Nachricht. Nach zehn Minuten kam schon unser guter Helfer, er gab uns die Weisung, wieder auf unserem noch stehenden Zug zuzusteigen, dieser fährt über Herzogenburg. Auf ein offenes Lory kletterte ich über ein Bremshättl hinauf, ließ durch den schon kranken Kamerad Hans unsere Habseligkeiten herauflangen, zum Schluss zog ich dann Dirnberger auf der Bordwand hoch, zu mir herein, bereitete ein notdürftiges Lager für uns zwei und warteten auf die Abfahrt. Um ½11 Uhr vormittag rollte nun unser Zug aus der Station Richtung Westbahn Wien, nicht nach Herzogenburg. Welche Enttäuschung? Nach Wien wird nicht gefahren, denn am Wiener Westbahnhof nehmen die Volkswehrler alles weg, bis auf's Hemd ziehen sie die Heimkehrer aus, so berichtete uns der Eisenbahner.

Mein sofortiger Entschluss war: beim nächsten Halten des Zuges wird abgesprungen und sei es auch auf offener Strecke. Vor Böheimkirchen blieb der Zug stehen. Die Rucksäcke und Koffer gab ich dem erstabgestiegenen Dirnberger hinunter, ich selbst ließ mich an der Aussenwand des Waggonen langsam ab. Unser nächstes Ziel ist Heiligenbach, der Wohnsitz meiner Großeltern. Bei hellem Sonnenschein und warmen Herbstwetter wanderten nun zwei schwer beladenen, rauhe Krieger der Bahnstrecke entlang einer im Tal gelegenen Wiese zu, wo eben ein altes Großmütterlein die letzte Räumung der Wiese vornahm. Neben ihr stand ein alter gebrauchter Kinder-

korbwagen, in dem ihr Enkerl selig schlummerte. Dieser fleissigen Frau ging ich zu und fragte sie: wie weit es von hier zu Fuß nach Heiligeneich sei. Die gute Großmutter meinte: „Wie ihr Soldaten gut bei Fuß seid, werdet ihr vier bis fünf Stunden bis dorthin schon brauchen!“ Sie wollte wissen von wo wir kommen. Von Italien, und gaben kurzen Bericht über unsere Heimreise. Für ihre liebe Auskunft sagten wir vielen Dank. Unser nächstes Ziel, ein Bauernhof mit einem großen Obstgarten lag vor uns auf einer Anhöhe, dem statteten wir einen Besuch ab, um unseren Durst zu löschen und Äpfel zu kaufen. Um die Mittagszeit klopfte ich ans Fenster, ging in die Küche, wo die Bäuerin Zwetschkenknödel am Tisch machte. Neben ihr saß ein Wiener Hamsterer, der sich anscheinend sehr lustig mit ihr unterhielt. Meine bescheidene Bitte um einen Trunk Wasser beantwortete sie mit den barschen Worten: „Dort ist ein Milchkäfen, im Hof ist der Brunnen“. Sonst kein freundliches Wort. Ein schöner Empfang im eigenen Heimatland. Hat hier niemand mehr ein gutes Wort und Tat für uns?

Der Durst wurde reichlich gelöscht mit dem frischen Brunnenwasser, das Käfen in die Küche zurückgestellt, Dank gesagt, mit freundlichem Ton noch die Bitte an die geizige Großbäuerin gerichtet, ob sie uns einige Kilo Äpfel verkaufen wolle. „Wir haben keine und auch nichts zum Verkaufen“, war ihre schroffe Antwort. Nun gut, was muss man alles im Leben ertragen. Es tat uns beiden sehr weh von solchen mit irdischen Gütern so reichlich gesegneten Menschen vor die Tür gestellt zu werden, die überhaupt kein Gefühl für uns Frontsoldaten im Herzen besaßen.

Wir verließen den Bauernhof mit Groll, es schien die liebe Sonne in unser Herz, erwärmte es wieder und zogen weiter in das vor uns auftauchende Bauerndorf. Beim ersten Kleinbauernhaus rechtsseitig der schmalen Dorfstraße kehrten wir zu. Im Hof kam schon die Haustochter mit einem Backsimperl des Weges, um die schnatternden Gänsemäuler zu füttern. Ich trat an sie mit der Bitte heran, ob wir uns in ihrer Küche am Herd Fleischkonserven wärmen und Kaffee kochen können. „Ja freilich könnt ihr dies, geht nur hinein in die Küche, ich komme gleich nach“, waren ihre lieben freundlichen Worte. Wie wohl fühlten wir uns hier, als Ausgleich von dem vorhin Erlebten. In der Tischecke nahmen wir Platz und wollten aus dem Rucksack die Konserven nehmen, doch ließ uns die Haustochter wissen, wir bekommen von ihr ein warmes Mittagessen und anschließend Milchkaffee. Inzwischen erschien in der Türschwelle der Hausvater, ein abgehärmtes überarbeitetes Bäuerlein. Wie er uns gewährte, kamen ihm die Tränen und weinte bitterlich. Erst dann, als ich ihn liebevoll begrüßte, begann er sein großes Leid zu klagen. Er hat auch zwei Buben an der Front, von einem erhielt er die Nachricht, er sei seit zwei Monaten vermisst, der andere gibt auch schon sechs Wochen kein Lebenszeichen. Jeder Soldat, der ihm begegnet, schien ihm, es sei einer von seinen Söhnen. Die bittere Enttäuschung hernach macht ihn dann immer sehr traurig. In uns vermutete er seine nun heimgekehrten Söhne, doch folgte wieder das traurige Nein. Wir mussten ihm von dem Geschehen der letzten Wochen an der Front erzählen und auch von unseren Familien berichten. Nach dem guten Mittagmahl: Milchsuppe, Kaiserschmarren mit Apfelkompott folgte noch eine Tasse guter Kaffee. Der liebe Vater holte ein Backsimperl schöner Äpfel als Nachspeise und für die weiteren Reisetage. Dieser Kleinbauer hatte soviel Herz für uns, im Gegensatz der Großbäuerin. Nachdem wir ihm unser Erlebnis mit ihr erzählten, berichtete er uns von ihrem losen Charakter und ihrem Geiz. Sie ist in der ganzen Umgebung sehr unbeliebt. Niemand will mit ihr verkehren.

Wir wanderten wieder weiter, ließen uns von unserem Gastgeber den nächsten Weg nach Murstetten – Würmla, Mitterndorf, Aumühle, Heiligeneich erklären, bedankten uns für die so liebevolle Aufnahme bei ihnen und alles Gute das sie uns gegeben haben. Reichlich gestärkt gingen wir auf dem Abkürzungsweg den ansteigenden Wald hinauf zur Straße nach Murstetten. Bis wir sie erreichten konnte ich so manche Anstrengung erdulden. Mein Kamerad Dirnberger konnte kaum mehr weiter. Die Grippe nahm ihm seine Kraft. Das Bergaufgehen fiel ihm besonders schwer. Nach kaum hundert Meter Marsch musste er rasten. Sein Rucksack drückte ihn sehr, er bekam kaum mehr Luft, so entschloss ich mich, sein Gepäck auch hinauf zu schleppen. Es war schon für mich schwer mit Rucksack und Koffer vorwärts zu kommen, erst dann noch das seinige zu holen und nachtragen bis zur Raststelle. Diese Tour versah ich sechs Mal, bis wir auf eine Waldlichte kamen, die mir die Orientierung gab, wo wir uns befinden. Zwei Stunden durchstreiften wir den Wald und kamen nicht vom Platz, im Tal sah ich wieder den Ort, von dem wir kamen. Von einer Straße noch keine Spur. Ich versuchte die Richtung nach Norden zu erreichen, ließ Dirnberger bei unserem Gepäck und ging auf Suche zur Straße. Kaum hundert Meter vom Ratsort entfernt erreichte ich sie. Jetzt haben wir gewonnen. Holte meinen Kameraden herauf und nun gings auf ebener Straße weiter zum nächsten Ort. Es war schon finstere Nacht als wir uns in einem Gasthaus ein wenig Rast vergönnten. Bei einem Achterl Gespritzten und einem kleinen Plauscherl mit dem Wirt verging uns die halbe Stunde viel zu rasch. Es zeigte die Uhr bereits halb sechs, wir sitzen noch hier in Murstetten, wann werden wir unser heutiges Ziel erreichen können? Der Wirt meinte, um halb neun Uhr abends könnt ihr dort sein. Ich hatte wenig Hoffnung, denn Dirnberger konnte bald nicht mehr weiter, nur langsam vorwärts, immer ein wenig Kraft, so wanderten wir bei stockfinsterner Nacht weiter. Als die Ortschaft Würmla sichtbar wurde, da trat auf ein Mal der Mond aus den Wolken hervor und ließ die mir bekannte Gegend uns schauen. Auf dem Kirchturm schlug die Glocke die achte Abendstunde, wir hatten den Kirchenplatz erreicht und setzten uns auf den Betschemel vor dem Missionskreuz, um ein wenig auszuschnaufen. Eine Kleinigkeit von unserem Speisevorrat zu uns genommen gab uns Kraft zum Weitermarsch. Eine gut gekleidete ältere Frau kam des Weges, sie ging uns zu, grüßte sehr freundlich und frug, wohin wir heute noch gehen wollen, es ist doch schon so spät, bleibt doch im Ort und schlaft euch aus. „Wir gehen heute noch nach Heiligeneich“, „zu wem wollt ihr?“ „Zu meinen Großeltern gehen wir“. „Wie heißen sie?“ „Familie Staffa, Schlossermeister dortselbst“. „Sind sie vielleicht gar der Redl Hansl aus

Gföhl?“ „Jawohl, der bin ich, wieso kennen sie mich?“ „Ich bin die Handarbeitslehrerin Mühlauser, die bei ihren Großeltern so lange gewohnt hat. Sie waren doch sooft als Kind in den Ferien dort. Von da kenn ich euch Redl Kinder so gut“. Welch ein Zufall führte diese liebe gute Frau zu uns. Sie gab uns wieder Kraft und Mut zum letzten Marsch für heute. Am liebsten wäre uns gewesen, wenn ein Fuhrwerk uns nach Heiligeneich geführt hätte, denn Dirnberger war schon ganz erschöpft von dem heutigen so langen Marsch mit seiner Grippe. Kein einziges Fuhrwerk kam auf der Straße daher. Wir mussten schon zu Fuß auf der Landstraße weitergehen. Der Gedanke, die Strecke wird immer kürzer, die vielen eingeschobenen Rasten machten uns den nächtlichen Marsch bei hellem Mondenschein erträglicher. Um Mitternacht hörte ich in der Aumühle den Glockenschlag vom Kirchturm Heiligeneich. Jetzt haben wir es bald geschafft, ein normaler Weg von einer Viertelstunde. Mit Dirnberger ließ sich das nicht machen. Die letzte Strecke dauerte eineinviertel Stunden, bis der Ortseingang erreicht wurde. Die Steigung der Straße bedingte alle zwanzig Meter eine kleine Rast, es ging nicht mehr anders. Mein Gepäck trug ich vor, dann holte ich Dirnberger, streckenweise schleppte ich ihn selbst am Rücken ein Stück Weges, setzte ihn in den Straßengraben, holte seinen Rucksack und ging wieder bergauf, bis unser Ziel erreicht war.

Beim Schlafzimmerfenster meiner Großeltern klopfte ich an. Es dauerte eine ganze Weile, es rührte sich niemand. Ein zweites Mal versuchte ich das Klopfen, doch niemand kam zum Fenster. So versuchte ich ein drittes Mal das Wecken. Endlich vernahm man Worte im Zimmer, dann kam Großvater zum Fenster und rief: „Wer ist draußen?“ „Der Redl Hans von Gföhl.“ „Das gibt es nicht, ich lasse niemand herein in dieser unsicheren Zeit.“ „Bitte, rufe mir meine Großmutter, die hinter dir im Bette liegt, zum Fenster, die wird mich bestimmt kennen und uns auch einlassen“, erwiderte ich ihm und vernahm, wie Großvater der Großmutter erzählte, beim Fenster stehen draußen zwei zerlumpte Soldaten, von denen einer behauptet, er sei der Redl Hans von Gföhl. „Ich stehe sofort auf und sehe mir die zwei selbst an“, rief die gute Großmutter, kam zum Fenster, nahm den Kerzenleuchter und besah mich von oben bis unten, dann rief sie voller Freude: „Freilich ist es der Hansi; mache ihm doch gleich das Tor auf, dass sie herein können“, rief sie, zog sich sofort an und erwartete uns beim offenen Vorhaus mit Tante Poldi und Schwester Ida, die bei ihnen schon drei Wochen verweilte. Wir zwei müden Wanderer gingen zum Tor und erwarteten Einlass mit großer Freude. Großvater, mit der Laterne in der Hand, erschien beim Tor und sperrte auf. Als wir durch das Tor schritten, erkannte er mich noch immer nicht. Hingegen riefen alle Frauen voll Freude: „Grüß dich Hans! Gott sei Dank, dass du uns heil und gesund zurückgegeben bist. Geht gleich in die warme Küche. Werdet sicher einen großen Hunger haben? Gute Blunzen, Presswürste, Sulz oder Bratwürstel könnt ihr haben, sagt was ihr wollt.“ „Bevor wir zu Essen gehen, bitten wir um ein Bad, um unsere Körper endlich nach zehn Tagen einer gründlichen Reinigung zu unterziehen“. Ida holte gleich Wasser vom Brunnen, füllte drei große Häfen und stellte sie auf den Ofen. Großmutter bereitete das fleischliche Nachtmahl und Tante Poldi sorgte für ein gutes warmes Bett im großen Zimmer für uns. Großvater glaubte erst bei Licht, dass ich wirklich der Hans bin. Die Freude auf unserem heutigen Ziel angelangt zu sein und das so wohltuende Bad ließ alle Strapazen und Müdigkeit vergessen. Man fühlte sich wieder frisch und munter, wie ein Mensch in Zivil. Im Kreise aller Lieben saßen wir bei Tisch in der Küche und ließen uns das viele Gebotene besonders gut schmecken. Dabei gab es auf beiden Seiten soviel zu erzählen, dass wir gar nicht merkten, wie rasch die Stunden verstrichen, es war bereits vier Uhr früh geworden. Jetzt hieß es doch ins Bett zu gehen, sonst bricht der Tag an und wir sitzen noch beisammen. Der Schlaf übermannte uns nun doch, alle zwei gingen wir ins weiche Bettlein und ruhten bis drei Uhr nachmittags. Meinen kranken Kameraden ließ ich liegen, er hatte 38.5 Grad Fieber, schwitzte und war sehr müde. Die Anstrengung des beschwerlichen Marsches von gestern brachte ihm noch mehr Schmerzen der Grippe. Wir nahmen uns vor, erst am dritten Tag der Ruhe ans Heimfahren zu denken.

Die Nachbarn meiner Großeltern ließen es sich nicht nehmen, mir auch einen lieben Besuch abzustatten, kannten sie mich noch sehr gut von meinen Ferienaufenthalten in Heiligeneich. Meine Berichte von den letzten Tagen in Italien vom Ende des Krieges erweckte bei ihnen großes Interesse, es gab dabei mit ihnen so manche fröhliche Unterhaltung.

Am 12. November 1918 verließen die Schwester Ida, ich und mein Kamerad, der sich bereits etwas erholt hatte, die Großeltern, fuhren mit dem Zug mittags nach Tulln, stiegen dem Kremser Zug zu und erreichten um drei Uhr nachmittag Krems. Am Bahnhof stand Herr Binder, Bahnfrächter aus Gföhl, mit seinem mit zwei braunen Pferden bespannten, geladenen, mit einer Plache gedeckten Wagen. Wie ich aus dem Bahnhoftor ins Freie trat, sah er mich, Ida und Dirnberger. Welche Freude, dass wir nun wieder gesund, wohlauf, in die Heimat zurückgekommen sind. Er lud uns sehr liebe- und freudevoll ein, mit ihm nach Gföhl zu fahren. „Werft eure Sachen auf den Wagen, wir fahren gleich weg.“ Seine Anordnung befolgten wir im Nu. Am Sitzbrett nahmen Ida und ich neben unserem lieben Bindervater Platz, Dirnberger legte sich im Wagen auf Säcke und schlüpfte unter Decken. Die beiden Pferde erhielten vom Kutscher das Zeichen zur Abfahrt. „Hü“, und unser Wagen setzte sich in Bewegung, der geliebten Heimat zu. Volle 4½ Stunden dauerte die Fahrt nach Gföhl. Beim Eckhaus Apolt stiegen wir Geschwister aus und gingen unserem Elternhaus, die wenig beleuchtete Gasse hinauf, zu. Es war schon lange finster und kalt geworden. Höchste Zeit, dass wir ins warme Kucherl kamen. Unsere liebe Mutter und Bruder Karli hatten keine Ahnung von unserem so überraschendem Kommen. Im Vorhaus ganz finster, wir gingen leise bis zur Küchentür, horchten, es rührte sich nichts. Ich klopfte an, die Mutter rief: „Herein“, ich schloss die Tür auf und stand mit Ida auf der Türschwelle. Welch ein Freudenausruf kam aus Mutterleins Mund. „Ja, wo kommt

ihr beide mitsammen her? Habt ihr euch in Krems zufällig getroffen, oder wo anders?“ Wir traten in die Küche, legten ab, dann berichtete ich kurz mein Kommen mit der Bahn bis nach St. Pölten, mein Missgeschick, nicht nach Krems mit dem Zug fahren zu können, sondern zu Fuß zu den Großeltern zu gehen, wo eben Ida anwesend war. „So, jetzt bin ich wieder da, für immer und alle fangen mit frischem Mut und Freude ein neues Leben an“. Die liebe Mutter bereitete ein gutes warmes Nachtmahl, wir vier nahmen bei Tisch unseren gewohnten Platz ein und alle ließen es sich gut schmecken. Es gab natürlich viel zu erzählen, man fand kein Ende. Immer fiel mir noch Interessantes ein, das es zu berichten gab. Es war bereits elf Uhr geworden, doch ans Schlafengehen dachte niemand. Es klopfte am Küchenfenster. Wer kann dies sein in so später Nachtstunde? Der Nachtwächter? Was will er? Nein, er war es nicht. Wer dann?, frug man in unserem Kreise. Ich ging zum Fenster, wen sah ich? Unser Onkel, Vaters jüngster Bruder, war es. Ich ging sofort zum Hoftor, öffnete es, da kam unser Onkel zu mir und bat um Einlass, er kommt von Belgrad, Serbien. Welche Fügung? Beide an einem Tag ins Vaterhaus zurückgekehrt? Er war nun im Bunde der Fünfte und auch er erzählte von seinen Erlebnissen der letzten Zeit in Serbien, mit viel Interessantem aus der Heimkehr nach Gföhl. Die ganze Nacht hindurch berichteten wir von Serbien, Italien und daheim. Die Mutter gab uns bekannt, sie habe die Werkstätte einer Wiener Familie vermietet. Der Vertrag wird am nächsten Tag gekündigt, damit wir beide den Tischlereibetrieb eröffnen können. Arbeit wird bestimmt bald kommen, ist doch in der abgelaufenen Kriegszeit wenig geschehen. Wenn unsere Kunden erfahren, dass wir beide gesund nach Hause kamen, ist für uns sicher Beschäftigung genug. Um fünf Uhr früh ging alles ins Bett. Erst zum Mittagessen wurden wir beide geweckt.

13. November 1918.

Beginn unserer Zivilbeschäftigung.

Ende des Krieges 1914 - 1918